



DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTER

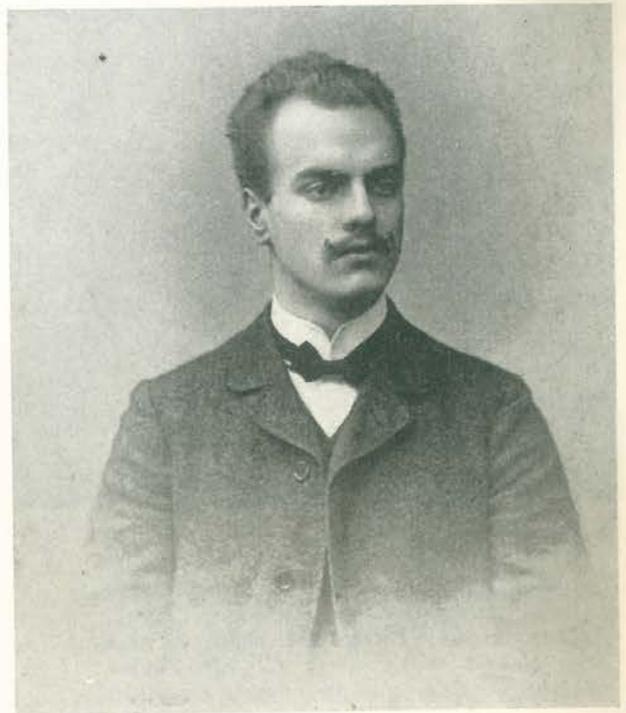
HERAUSGEBER: »DÜSSELDORFER JONGES« E. V.
SCHRIFTFÜHRUNG: DR. PAUL KAUFHAUSEN, DÜSSELDORF
V. JAHRGANG HEFT NR. 2

Dr. Karl Schumacher

Ein Gedenkwort zu seinem 20. Todestag am 3. Februar 1936

Nun sind es 20 Jahre her, daß man Karl Schumacher in der Kapelle des St. Theresienhospitals zu Düsseldorf die Totenkerzen anzündete. Ihr Glanz erlosch, doch nimmer das Andenken an den Mann, dessen Leben einen einzigen Klang hatte. Und dieser Klang „war tief und voll, weil er eine Liebe war und ein schöner Kampf: Düsseldorf . . .“ Sein kurzes, treues Leben entrollte sich allzu schnell. In dem engen Hause Flingerstraße Nr. 22*) wurde er am 26. Oktober 1885 geboren; besuchte von 1897—1906 das Kgl. Gymnasium und ging dann zur Universität Bonn. Auf Doktor- und Staatsexamen folgten die Vorbereitungsjahre zum höheren Schuldienst, dann 1915 die Einberufung und 1916 das Ende, sein Tod, sein Heldentod für das Vaterland.

Im Spital, durch dessen Scheiben St. Lamberti Turm grau und müde schaute, hat er seine letzten, schweren Lebenstage zugebracht und hat mit heißen Tränen in den Augen sein Buch schließen müssen, darin er seine Liebe und seine ganze Hingabe für Düs-



Karl Schumacher als Bonner Student

seldorf niederschreiben wollte. Er faltete die Hände und starb, und sein Mitstreiter, Dr. Heinz Stolz, schrieb kurz darauf: „Nun da er gegangen ist, wüßte ich niemanden in Düsseldorf zu nennen, der wie er alle Gassen und Gäßchen rund um den Stiftsplatz so ge-

*) Das Haus wurde um die Jahrhundertwende niedergelegt.



**Dr. Karl Schumacher
als Soldat in Brüssel, Dezember 1915**

(letzte Aufnahme)

nau bis in alle Winkel hinein studiert und hinter seiner Lampe sich wieder lebendig gemacht hätte. Und wahrscheinlich liegen auf keinem Tisch in ganz Düsseldorf in dieser Stunde so viel Bücher, die vom alten Düsseldorf erzählen, und so viel enggekratzelte Zettel und Zettelchen umher, wie an dem Krankenlager dieses merkwürdigen Soldaten

gelegen haben, der zwischen zwei Wachstunden auf dem Brüsseler Bahnhof schnell noch einmal auf das Archiv geklettert war, und zwischen einem „Rechts um“ und „Links um“ über den seligen professorem et doctorem Merkator und seinen Atlas, oder über die Liedersammlung des Frl. von Hatzfeld meditieren kunnt.

An diesem Bienenfleiß gemessen erscheint die Ausbeute vielleicht gering. Unvollendet bleiben seine Arbeiten zum Düsseldorfer Wörterbuch, das er gemeinschaftlich mit Hans Müller-Schlösser geplant hat, zum Rheinischen biographischen Lexikon und zur Jülich-Klevischen Politik Kurbrandenburgs. Für das Düsseldorfer Wörterbuch ist sein Verlust vielleicht ganz besonders schmerzvoll. Ganz und gar im Alt-Düsseldorfer Leben verankert, hat er schon in den Tagen, da er noch jeden Morgen die große steinerne Treppe zum Gymnasium in der Alleestraße hinaufstieg, für zwei Dinge eine besondere Liebe gehabt: für Plattdeutsch und (auch das charakterisiert ihn) für den Ablativus absolutus und das Participium coniunctum, die er, der geborene Freund alles Umständlichen, Verwickelten und Besonderen mit sympathischem Herzen und einem fast schon sportlichen Interesse wie Schachteln auf Schachteln ineinanderschob und wieder auseinandernahm. Alles, was er gesagt und geschrieben hat, ist im Grunde nur Anmerkung gewesen; aber gerade in dieser stillen Selbstlosigkeit, mit der er seine eigene Person wie eine Anmerkung unter den großen Text seiner Zeit gesetzt hat, liegt das Einmalige und Eindringliche dieses Menschen . . .“

Seine klugen Abhandlungen und sein klarer Forschergeist zogen schon in frühen Jahren die Aufmerksamkeit der Gelehrten der Geschichtsdisciplin auf sich. Er trat in den Kreis der Fachgelehrten und erfreute sich stets ihrer Gunst. Der Geh. Archivrat, Direktor Dr. Otto Redlich, betrauerte aufrichtig seinen Heimgang, da er schrieb:

„Karl Schumacher hat sich aus bescheidenen Verhältnissen heraufgearbeitet und unter mancherlei Entbehrungen das vorgesteckte Ziel erreicht. Von seiner literarischen Tätigkeit wissen unsere Jahrbücher viel zu erzählen. Im 24. Band für 1911 erschien seine Dissertation: „Die konfessionellen Verhältnisse des Herzogtums Berg vom Eindringen der Reformation bis zum Xantener Vertrag“. Es war eine Erstlingsarbeit, die sich sehen lassen konnte, denn sie förderte unsere Kenntnisse der konfessionellen Statistik um ein Beträchtliches, und sie beruhte auf langen eindringlichen Aktenstudien. Die Arbeiten im Düsseldorfer Archiv gingen dem jungen Probekandidaten doch wohl noch über seine pädagogischen Versuche, obwohl er auch hier mit ernstem Willen und Geschick bei der Sache war. Wäre er unabhängiger gewesen, er würde nichts Schöneres gekannt haben, als von früh bis spät der Geschichte seiner geliebten Vaterstadt und Heimatprovinz, der Sprache und Eigenart ihrer Bewohner nachzuspüren. Soweit es ihm die Zeit erlaubte, lag er seinen Studien im Düsseldorfer Staatsarchiv ob und verstand es, das aus den Akten Gewonnene mit Leben zu erfüllen. So veröffentlichte er im 25. Band unseres Jahrbuches einen Aufsatz: „Zur Geschichte der Reformation und Gegenreformation in Düsseldorf unter der Herrschaft der jülich-clevischen Herzöge“, der sich durch große Anschaulichkeit und lebensvolle Auffassung auszeichnet. Auch das folgende Jahrbuch brachte wieder mehrere Aufsätze seiner Feder, veranlaßt durch Studien über die Herzogin Amalia von Jülich-Cleve und deren Liedersammlung,

über militärische Verhältnisse in Düsseldorf zur französischen Zeit, über die Familie Jacobi und über die Düsseldorfer Schulgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts.“

Seine letzte große Arbeit war: „Zur Topographie des ältesten Teiles der Stadt Düsseldorf“, in ihr lernen wir den klarschauenden Gelehrten kennen, und Archivrat Dr. F. L a u schreibt darüber, daß diese Arbeit die Frucht einer tiefgehenden Heimatliebe sei. Im 28. Jahrbuch des Geschichtsvereins erschien sie von Dr. R. A. K e l l e r bearbeitet mit der ernststimmenden Anmerkung: „Mit Trauer übergeben wir dem Druck diesen Beitrag des Verfassers, der noch vieles erhoffen ließ, und als Opfer des Krieges uns entrissen wurde . . .“

Draußen auf dem Nordfriedhof, ganz nahe bei der Kapelle, haben sie Karl Schumacher zur langen Ruhe getragen, und unter dem schwarzen Granitkreuz, davor symbolisch ein aufgeschlagenes Buch liegt, schläft er der Ewigkeit entgegen . . .

Zum frommen Gedenken

an Herrn Oberlehrer

Dr. phil. Karl Schumacher

Befreiter im Eisenbahn-Regt. 3 Hanau,
geboren am 26. Oktober 1885 in Düsseldorf,
gestorben am 3. Februar 1916 im Reserve-Lazarett
Theresien-Hospital ebendasselbst.

Der Verstorbene verließ 1906 mit einem vorzüglichen Reisezeugnis das Hohenzollern-Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Bonn bis 1911 Geschichte, alte Sprachen und Germanistik und wirkte dann in Düsseldorf als Lehrer am Gymnasium an der Rethelstraße und am Prinz-Georg-Gymnasium. Gleichzeitig widmete er sich der gelehrten Erforschung der Geschichte seiner Heimat.

Aus dem Totenzettel Karl Schumachers

✱

Dr. Karl Schumacher †:

Düsseldorfer Volkslieder

Joachim von Arnim und Klemens Brentano schenkten im Jahre 1806 dem deutschen Volke „Des Knaben Wunderhorn“, oder, besser gesagt, sie machten das deutsche Volk aufmerksam auf das Wunderhorn, das längst zu seinem ureigensten Eigentum zählte, dessen Besitzes es sich aber leider nicht bewußt war und somit sich auch nicht erfreute. Viele hörten damals zum ersten Male dies Wunderhorn, aus dessen Munde die schönsten Lieder in mannigfachster Weise erschallen. Und das ist eben das Verdienst der beiden Heidelberger Romantiker, daß sie es vollbracht haben, den ungeheueren Schatz zu heben, der innerhalb des Gebietes der deutschen Zunge in den Volksliedern seit Jahrhunderten sich aufgehäuft hatte, zu „heben“ in des Wortes eigentlicher Bedeutung, nämlich die Volkslieder auch den „höheren“ Schichten der deutschen Volksgesellschaft zum Bewußtsein, denjenigen Kreisen zur Kenntnis zu bringen, die man die literarischen zu nennen pflegt. So wurden manche Volkslieder erst recht zu dem gemacht, was ihr Name besagt und was wir heute durchweg darunter verstehen, nämlich sie wurden Gemeingut des ganzen deutschen Volkes von der Krone bis zum Bettelstab. Denn bis dahin war der Liederhort des Wunderhorns nur Eigentum der „niedereren“ Schichten der Bevölkerung in Stadt und Land gewesen; nur selten hatten vor den Ohren der oberen Zehntausend die Gesänge des „Pöbels“ und der „Spießbürger“ Gehör und Gnade gefunden.

Zwar hatte schon ein Menschenalter vorher Herder die einzelnen Völker in Liedern reden lassen; doch die Stimme des deutschen Volkes war dabei etwas zu kurz gekommen. Die wenigen Volkslieder deutschen Ursprungs, die der ostpreußische Dorfschulmeisterssohn

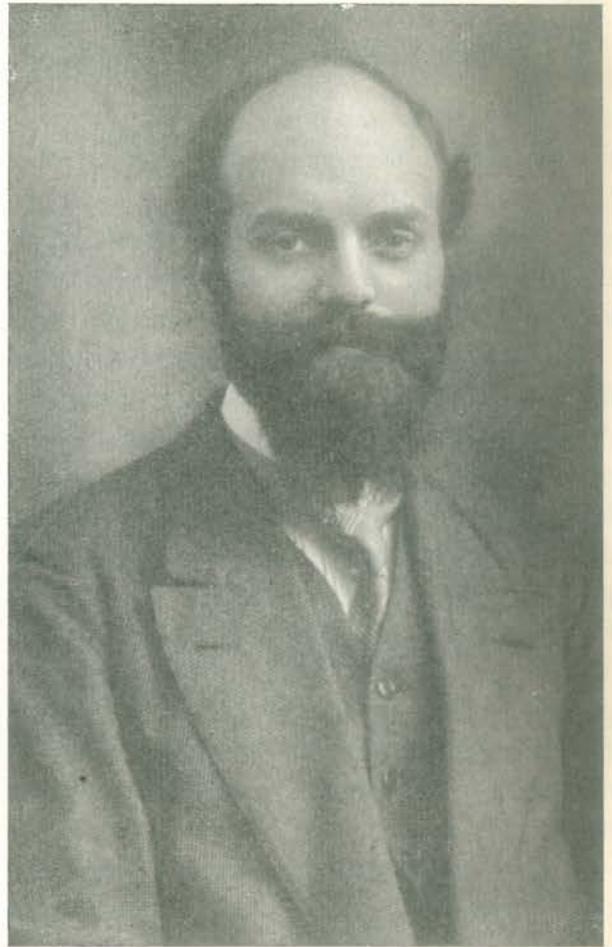
veröffentlichte, ließen mehr nur ahnen, welch ein Schatz an Poesie im Schoße der deutschen Lande sein bescheidenes Dasein fristete. Die beiden Herausgeber der „Zeitung für Einsiedler“ durchzogen die deutschen Gaue, suchten mit Vertretern aller Stände in Berührung zu kommen, sie lauschten den Müttern an der Wiege, sie horchten den Ringelreihen der Kinder, sie vernahmen die Lieder der Mädchen in den Spinnstuben, sie hörten die Gesänge der Burschen auf der Landstraße und in den Wirtshäusern, brachten alles aufs Papier und waren somit in den Stand versetzt, dem literarischen „Publikum“ eine so erstaunliche Menge deutscher Volkslieder vorzulegen.

Dennoch war mit der Sammlung des Wunderhorns die Masse der vom Volke gesungenen Lieder nicht erschöpft; das Volkslied zeigte sich als eine Quelle, die immer neues Leben zutage sprudelt. Noch manche Zusammenlesung wurde unternommen, und immer wieder, von Uhland, Erk, Hoffmann von Fallersleben bis auf den heutigen Tag, wurden neue Lieder entdeckt und ans Licht gebracht, die bisher verborgen in der Dunkelheit lebten, beschränkt auf bestimmte gesellschaftliche Kreise. Manche Lieder werden aufgefunden, die früher schon einmal an irgend einem anderen Orte in einer ganz anderen Gestalt vernommen und aufgezeichnet wurden. Ganz erstaunlich ist vielfach die Verbreitung einzelner Lieder, von denen bis dahin das Bücher lesende Publikum gar keine Notiz genommen hat, eine Verbreitung, die sich nicht selten durchs ganze Vaterland erstreckt von der Waterkante bis zur Alm.

Falsch ist es, zu behaupten, zu den Kennzeichen des heutigen Begriffs des deutschen Volksliedes gehöre der Umstand, daß der Verfasser unbekannt sei. Heute versteht man

gemeinhin darunter ein Lied, das arm und reich, Gebildete und weniger Gebildete, Süd-, Ost-, Nord- und Westdeutsche vom Ahn bis zum Enkel frei aus dem Stegreif singen und sagen können, ohne Text und Ton erst etwa in einem Liederbuche nachsehen zu müssen. Das Bekanntsein des Dichters spielt gar keine Rolle. Ursprünglich sind selbst verständlich alle Lieder gewissermaßen Kunstlieder, d. h. sie sind nicht vom Himmel herabgeschneit, sondern bewußt von bestimmten einzelnen Menschen von Fleisch und Blut „gedichtet“ worden. Aber da gerade die mündliche Tradition unseres Erachtens ein wesentliches Merkmal des Volksliedes ist, war es nur allzu leicht möglich, daß bei vielen Liedern die Urform hier mehr, dort weniger im Lauf der Zeit unbewußt verändert wurde. Anders liegt die Sache dagegen bei denjenigen Gesängen, die lediglich durch mündliche Übertragung sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben, deren Verfasser dann natürlich nicht bekannt ist, höchstens später infolge literarhistorischer Forschungsarbeit wiederum erspürt worden ist. Bei solchen Liedern werden Worte, Verse, ja ganze Strophen verändert, weggelassen, hinzugefügt; ja verschiedene, ursprünglich getrennte Lieder werden sogar mehr oder minder sinnvoll ineingeworfen, wie dies John Meier in seinem Büchlein „Kunstlieder im Volksmunde“ (Halle 1906) so schön dargelegt hat.

Solche, durch mündliche Fortpflanzung weiterlebenden Volkslieder sind es hauptsächlich, die auch unsere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben. Es sind Volkslieder in dem Sinne Arnims und Brentanos, solche Lieder, die, bevor Herder anno 1773 das „Volkslied“ zum Schlagwort, zu dem heute geläufigen Begriff ausprägte, von Seiten der Gebildeten als „Gassenhauer, Straßenlieder“ oder der gleichen bezeichnet wurden, eben weil sie den höheren Kreisen nur im Vorübergehen auf den Straßen zu Gehör kamen. Von den Klassen dagegen, zu deren Besitz die Lieder zählten,



Der Historiker Dr. Karl Schumacher

wurden sie jedoch nicht nur auf der Gasse gesungen, sondern auch während der Arbeit und beim geselligen Beisammensein. Wie steht es denn heute mit solchen Volksliedern?

Der Gegenstand der Volkslieder ist meist die Liebe, glückliche oder unglückliche Liebe, was ganz natürlich ist für die Zeit zwischen Schule und Lehre einerseits und Selbsthaftwerden und Heirat andererseits, das Lebensalter nämlich, in dem sich die befanden, von denen einst das Volkslied der genannten Art am meisten geflegt wurde. Jedoch Spinn- und Nähstuben verschwinden immer mehr. Kaum noch sieht man auf der Landstraße wandernde Handwerksburschen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse von heute lassen die poesievolle Stimmung der guten alten Zeit nicht mehr

aufkommen. In das unharmonische Geklapper und schrille Gepfeife der Maschinen in den Fabriken und Großbetrieben passen keine anheimelnden Melodien und romantischen Lieder hinein. Der Volksgesang geht zurück; seine Blütezeit ist vorbei. Was noch erhalten ist, sind Überbleibsel der Vergangenheit, allerdings lebendige Reste, denen vielleicht noch ein langes Dasein beschieden sein wird.

Was wir soeben im allgemeinen gesagt haben, hat auch seine Geltung hinsichtlich der Verhältnisse in Düsseldorf. Es gibt Volkslieder, die man zum Teil Gassenhauer nennen hört, da den meisten nur auf der Straße sie kennen zu lernen Gelegenheit geboten ist. Und zwar bleiben, da die hohe Polizei das Singen auf der Straße an anderen Tagen als ruhestörenden Lärm aufzufassen geneigt erscheint, dazu nur die Fastnachts-tage übrig. Sie deshalb Fastnachtslieder zu nennen, wie das vielfach geschieht, geht nicht an, da sie zu den andern Zeiten des Jahres wohl nicht vollständig verstummen. Im Gegenteil, wir zweifeln nicht, daß unsere einheimischen unteren Kreise auch zur Sommer-, Herbst- und Winterszeit, wenn nach Feierabend jung und alt, Männlein und Weiblein daheim oder im Wirtshause versammelt sind, sich an dem Gesang dieser Lieder erfreut, wenn auch nicht unter den begleitenden Klängen einer Harfe oder eines erstklassigen Flügels, so doch unter den Tönen einer mit mehr oder weniger Virtuosität gehandhabten Zieh- oder Blasharmonika.

Es liegt uns fern, zu behaupten, daß die in Betracht kommenden Lieder Proben der Poesie seien. Im Gegenteil, es sind manche gemäß der Umwelt, in der sie erschallen, durch Derbheiten und Plattheiten verunstaltet; ja, von einzelnen mögen sie hin und wieder durch schlüpfrige Ummodelungen verhunzt werden. Aber kulturgeschichtlich wie literarhistorisch bilden diese sich wandelnden, in der augenblicklich hier lebenden Form noch nicht schriftlich fixierten Volkslieder zweifelsohne

eine Erscheinung, an der wir nicht achtlos vorübergehen dürfen.

Größer, als man zunächst denkt, ist die Zahl dieser wenig beachteten Lieder, deren Gesang bei so manchem der „besseren“ Leute nur ein Nasenrumpfen und Achselzucken hervorruft, vielleicht weil es zufällig gerade verlotterte Gestalten waren, aus deren Munde sie sie zuerst vernahmen. Greifen wir aus der Menge derartiger Düsseldorfer Volkslieder zunächst eines heraus, das auf ein ganz ehrwürdiges Alter zurückblicken darf, das auch ein Arm ist aus dem Strom, von dem niemand weiß, von wannen er kommt und rauscht, ein Lied, das aus deutschen Kehlen erschallt von der Polackei bis zu den Grenzen Welschlands: es ist das Lied von den drei Grafen und der Nonne.

Seine Geburtsurkunde ist verloren gegangen. Aufgezeichnet wurde es, soviel wir wissen, zum ersten Male im Jahre 1771, und kein Geringerer war es, als der damals zweiundzwanzigjährige Straßburger Student der Rechte Johann Wolfgang Goethe aus Frankfurt am Main, der bei seinen Streifzügen durch die elsässischen Dörfer und Städtchen das überall vernommene Lied sich ins Notizbuch schrieb und einem ihm als Liedersammler bekannten, damals gerade zu vorübergehendem Aufenthalt in Straßburg weilenden protestantischen preußischen Pastor Namens Johann Gottfried Herder mitteilte. Herder nahm es in seine 1778 in Leipzig erschienenen „Volkslieder“ auf als das „Lied vom jungen Grafen“.

In anderen Gauen Deutschlands dagegen wurde es in anderer Form gesungen. Schon „Des Knaben Wunderhorn“ brachte das Lied unter der Aufschrift „Die Nonne“ in drei verschiedenen Fassungen. Alle Texte dieses alten Liedes, die uns vorliegen, weisen verschiedene Lesarten auf. Anders singt man das Lied in Schlesien, in der Schweiz und in Lengsdorf bei Bonn, anders im nassauischen Dillkreis, im Elsaß, in Holland, im Alzenaui-schen in Bayern, in Frankfurt am Main, in

Gummersbach, im Kuhländchen, in Schwäbisch-Hall, in Hessen, im Münsterland, anders in — Düsseldorf!

Es ist die Geschichte der Jungfrau, die auf hohem Berge stand, ins Tal hinabschaute und dort ein Schifflin fahren sah, worin drei Grafen waren, von denen der jüngste dem Mädchen Wein zu trinken gebot aus einem vollen Glas und seine Liebe erklärte. Jedoch er erhält einen Korb; denn das Mädchen will in ein Kloster gehen „und werden eine Nonn“. Der Graf aber will die Welt durchreisen, bis er an das Kloster kommt. Gesagt, getan! Er kommt ans Kloster und fragt nach der jüngsten Nonne. Die Oberin erklärt, es könne keine heraus, worauf der Graf das Kloster, „das schöne Gotteshaus“, stürmen will.

„Da kam sie angeschritten,
Schneeweiß war sie gekleid't.
Ihr Haar war abgeschnitten,
Zur Nonn war sie bereit.“

Dies ist kurz der Inhalt des vielstrophigen Liedes, wie es in Düsseldorf am Niederrhein heute noch lebt.

Herder bemerkt zu diesem Liede: „Aus dem Munde des Volkes im Elsaß. Die Melodie ist traurig und rührend, an Einfachheit beinahe ein Kirchengesang“. Wie weit die elsässische Melodie von der Düsseldorfer verschieden ist, ist uns nicht bekannt. Auf jeden Fall wäre bei letzterer der Vergleich mit einem Kirchengesang doch etwas zu kühn!

In der Goethe-Herderschen Fassung reicht der Graf der Jungfrau den Trunk Weines „in einem venedischen Glas“, was eine Fußnote erläutert als „ein Glas, das den Trank vergiftet“. In den Texten des Wunderhorns wird hieraus teils ein „römisches“ Glas, teils ist daraus ein Ringlein von Gold geworden, daß er an ihren Finger stecken will. Mancherorts schließt das Lied mit dem Tode des Ritters. Im Elsaß stirbt er vor der Klosterpforte aus Leid, und das in Herders Nachlaß vorgefundene Original unterläßt nicht, am

Schluß die vom Herausgeber unterschlagene „Moral von der Geschichte“ anzuknüpfen:

„So soll es allen stolzen Knaben gehen,
Die trachten nach großem Gut.
Nimm einer ein schwarzbraunes Maidelein,
Das ihm gefallen tut!“

In Schlesien und anderwärts reicht die Nonne dem Grafen einen vergifteten Becher, in Frankfurt gräbt sie ihm dann mit ihren eigenen Nägeln ein Grab, im hessischen Kuhländchen endlich baut sie darauf ein Kirchlein, worin sie zeitlebens bleiben will. An der Dill ist die Lage insofern umgekehrt worden, als dort der Graf das Mädchen verstößt, weil es nicht ebenbürtig ist. Infolge dieser Verschiebung stimmen dort in dem Liede von den drei Grafen nur die Anfangsstrophen und einige wenige Wendungen mit den übrigen Fassungen überein.

Sind seit den Tagen, wo das Lied von der Nonne und dem Grafen zum ersten Male erklang, wohl schon Jahrhunderte in die Welt gegangen, so scheint ein anderes ebenfalls in Düsseldorf viel gesungenes Volkslied verhältnismäßig jüngeren Datums zu sein, da wir es in den älteren Sammlungen nicht vorfinden. Hans Ostwald, der bekannte Sammler der „Lieder aus dem Rinnstein“ hat schon auf dieses Lied hingewiesen (Westermanns Monatshefte, Oktober 1910), das er, der selbst als Goldschmiedegeselle auf der Walze war, in masurischen Städten, in hinterpommerschen Nähstuben und auf hannöverschen Weiden gehört hat. Es ist das Lied von der Räuberbraut. Zwar behauptet Ostwald, daß dies Lied, dessen Verfasser unbekannt ist, fast keine Varianten aufweise und somit in seiner angeblichen Unveränderlichkeit von dem Typus eines echten Volksliedes in dem besondern Sinne abweiche. In Düsseldorf hätte er sich eines andern belehren lassen können. Hier hat das Lied von der Räuberbraut folgenden Wortlaut:

„Nicht weit von hier in einem tiefen Tale
Da wohnt ein Räuber schön und jung an Jahren.
Er liebt sein Mädchen schön wie Milch und Blut
Mit einem aufgeputzten Federhut.

Geliebtes Mädchen, vertrau auf meine Seele,
Ich aber muß zurück in meine Höhle.
Ich kann bei Dir, bei Dir nicht glücklich sein;
Ich muß zurück wohl in den Wald hinein.

Hier hast ein Ringlein, und sollt Dich jemand fragen,
So kannst Du sagen: ein Räuber hat ihn getragen,
Der Dich geliebt bei Tag und bei der Nacht,
Und der so manches Mädchen umgebracht.

Geliebtes Mädchen, und sollt ich einmal sterben,
So sollst Du alles, alles von mir erben.
Ich setze Dich ins Testament hinein,
Nur Du allein sollst meine Erbin sein.“

Ostwald gibt die Melodie wieder, wie er sie am Gestade des Baltischen Meeres gehört hat; sie stimmt mit der in Düsseldorf gesungenen im wesentlichen überein. Der Text weicht jedoch von unserem in manchem Punkte ab: So entbehren in Niedersachsen, Pommern und Ostpreußen die Räuberbräute des schönen Schmuckes eines aufgeputzten Federhutes; dieser scheint eine Spezialität der Düsseldorfer Mädchen zu sein. Die erste Strophe lautet bei Ostwald:

„In einem Städtchen, bei einem tiefen Tale
Saß einst ein Mädchen an einem Wasserfalle.
Sie war so schön, so hold wie Milch und Blut
Und war von Herzen einem Räuber gut.“

Jedem, der jemals das Lied von der Räuberbraut in Düsseldorf zu hören das Glück hatte, wird wohl sicherlich ganz besonders aufgefallen sein, daß die Düsseldorfer Sänger sich durchweg in den beiden ersten Versen der zweiten Strophe mit der hochdeutschen Elementargrammatik auf dem Kriegsfuße stehend zeigen. Die Wendungen: „Vertrau auf meiner (!) Seele“ und „Zurück in meiner (!) Höhle“ sind für ein an die hochdeutsche Verkehrssprache gewohntes Ohr geradezu schmerzlich! Auffallend ist diese Vertau-

schung des dritten und vierten Falles insbesondere deshalb, weil hierzu etwa in der Düsseldorfer Mundart durchaus keine Grundlage geboten wird. Im Dialekt des Düsseldorfers vertritt niemals der Dativ die Stelle des Akkusativs. Wohl vertritt der erste Fall den vierten, weshalb denn auch die hin und wieder gebräuchliche Fassung des vierten Falles: „Ich muß zurück wohl in der (!) Wald hinein“ für den mit der Düsseldorfer Mundart Vertrauten durchaus nicht anstößig ist. Die eigenartige Erscheinung des dritten Falles an den beiden Stellen erklärt sich dadurch, daß es im ersten Vers ursprünglich: „Du dauerst meiner Seele“ geheißen hat, wie es bei Ostwald verzeichnet ist und auch in Düsseldorf noch hin und wieder gesungen wird. Im übrigen stimmen die zweite und dritte Strophe bei Ostwald mit unserer Fassung überein; nur hat der masurische Räuber „so manchen Menschen“ umgebracht, während der Düsseldorfer sich auf die „Mädchen“ beschränkt. Die vierte Strophe endlich, die Bestimmung zur Universalerbin, scheint in Nordostdeutschland überhaupt nicht bekannt zu sein. —

An den Beispielen der „Nonne“ und der „Räuberbraut“ sahen wir, daß das Gebiet des Volksliedes im engeren Sinne des Wortes wohl befugt ist, unsere Aufmerksamkeit zu beanspruchen, und zu interessanten literarhistorischen Forschungen Anreiz bietet. Wer ist der Verfasser des Gesanges von der Nonne? Wer der Dichter des Liedes von der Räuberbraut? Wie war die ursprüngliche Form? Welche Worte, wieviel Strophen hatte sie? Aus welchen andern Liedern sind vielleicht Teile eingeschoben worden? — Vielleicht werden wir es nie erfahren!

Bei einigen derartigen Volksliedern ist es allerdings geglückt, den Dichter des ursprünglichen Liedes herauszuklügeln. So hat man gefunden, daß das Lied vom armen Fischer, der sein Geld nur in Gefahr verdient, im Jahre 1780 von Johann Bürkli gedichtet worden ist (Meier, a. a. O. S. 11.).

„Ein armer Fischer bin ich zwar,
Verdien' mein Geld stets in Gefahr;
Aber wenn mein Liebchen am Ufer ruht,
Dann geht das Fischen noch einmal so gut.

Dann fahren wir zur See hinaus
Und werfen unsere Netze aus.
Dann kommen die Fischlein, groß und klein,
Ein jedes will einmal getingeltangelt sein.“

Auch dies Lied, das für Bern, Aschaffenburg, die badische Pfalz und Pommern bezeugt ist, gehört zu den Düsseldorfer Volksliedern. Aber z. B. für das gleichermaßen hier bekannte Lied vom Matrosen, der über das Meer fuhr und Abschied vom Liebchen nahm, das außerdem in Tübingen, Braunschweig und Westpreußen angetroffen wurde, ist es bisher ebenfalls noch nicht gelungen.

„Es fuhr ein Matrose wohl über das Meer,
[: Nahm Abschied vom Liebchen, es weinte so sehr.:]

Ein Jahr war verflossen, er kehrt nicht zurück,
[: Da stand sie am Ufer mit weinendem Blick. :]

Danach kam die Botschaft, das Schiff sei versenkt
[: Und ihr Herzgeliebter im Meere ertränkt. :]

O höret ihr Wogen, o bringt ihn zurück,
[: Mein Geliebter ist tot, dahin all mein Glück! :]

Es wäre zu weitläufig, sämtliche von uns in Düsseldorf gehörten Lieder, die zu dem angestammten Besitz des „niederer“ Volkes rechnen, hier aufzuführen. Es geht aus dem Gesagten hervor, daß selbst auch in unseren Tagen trotz des nüchternen Modernismus des Dampfes und der Elektrizität, der Ma-

schinen, der Eisenbahnen und der Automobile doch noch eine Fülle romantischer Lieder in unserm Volke lebt, gerade auch in den unteren sozialen Schichten der Bevölkerung, denen das Lied durch die Vorspiegelung falscher Tatsachen im Kampf ums liebe Brot ein paar schöne Stunden gewährt, die sie die Lasten und Leiden des Alltagslebens vergessen läßt, gleichgültig ob in den Liedern von Lust und Liebe, von sel'ger goldner Zeit, von Rittern, Grafen und von holden schönen Mädchen mit aufgeputzten Federhüten die Rede ist, oder ob gesungen wird von Räubern, Mördern, Tod, Grabstein und Verwesenheit!

Dies letztere ist der Fall in einem eigentümlichen Liede, das wir hier zum Abschluß mitteilen wollen, das seinen sonderbaren Eingang vermutlich einer Verwebung verschiedener Lieder verdankt, und das man trotz des traurig stimmenden Inhalts in der heitersten Laune singen hört:

„Auf dem See, da schwimmt ein Schwane,
Schwarzbraunes Mädchen, gleich einer Koralle.
Es war so schön von Angesicht
Gleich einer Rose, die man bricht.

Rosen blühen, sie müssen welken,
Schatz, bedenke: Auch Du mußst sterben.
Wenn einst im Tod mein Auge bricht,
Dann lebe wohl, vergiß mein nicht!

Auf dem Grabstein, da kannst Du's lesen:
Der hier ruht, ist mein Schatz gewesen.
Schatz, der hier ruht in Verwesenheit,
Der ist und bleibt mein Schatz allzeit.“

Dr. Josef Neyses:

Robert Schumann als Musikdirektor in Düsseldorf

Wenn ein Düsseldorfer die Ansprüche seiner Vaterstadt in musikalischen Dingen recht überzeugend vertreten will — sei es, um einen weitberühmten Namen an die Spitze unseres musikalischen Lebens zu rufen, oder einen vielleicht ebenso bedeutenden, aber noch nicht bekannten Namen in ängstlicher Beschränktheit fernzuhalten —, so bezeichnet er wohl mit pathetischer Geste Düsseldorf als die Stadt, wo ein Burgmüller, Schumann und Brahms gewirkt habe. Wer die einschlägigen Biographien der Meister kennt, wird dann zwar als guter Lokalpatriot schweigen, ohne indes ein wissendes Lächeln ganz unterdrücken zu können. Es ist eben nicht alles erfreulich, was da zutage tritt, und besonders der Fall Schumann, etwa in Litzmanns umfassender und bedeutsamer Darstellung*), erweckt so gemischte Gefühle, daß es im Interesse unserer Vaterstadt eigentlich näher liegen würde, das Vergangene gänzlich ruhen zu lassen. Wenn diese Zeilen trotzdem versuchen wollen, jene bewegten Zeiten wieder vor dem geistigen Auge des Lesers lebendig zu machen, so geschieht es aus zwei Gründen: Die Nachkommen des Notars Joseph Euler (1804 bis 1886), einer Persönlichkeit, die zu Schumanns Lebzeiten an führender Stelle stand und in treuer Freundschaft mit dem Meister und seiner Familie verbunden war, vermachten der Stadt- und Landesbibliothek eine kleine Sammelmappe, welche mir Herr Direktor Dr. Nörrenberg gütigst zur erstmaligen Durchsicht überließ. Darin befinden sich, neben anderen interessanten Sammelstük-

ken, auch einige wichtige, den Fall Schumann betreffende Akten, von welchen die umfangreichste, eine Abschrift des „Pro memoria des Beigeordneten Wortmann“ weder bei Litzmann, Wasiliewsky oder Dahms erwähnt ist. Vielleicht ist dieses Schreiben für die Biographie Schumanns am wenigsten bedeutend.

„Es war zunächst bestimmt für die Herren Gemeindeverordneten“ und scheint dem kranken Meister, dessen Zusammenbruch bald nachher erfolgte, nicht mehr bekannt geworden zu sein. Um so mehr bietet es an lokalem Interesse; und dies ist der zweite Grund zu seiner Veröffentlichung. Wir müssen gespannt sein, zu erfahren, wie damals ein städtischer Beigeordneter, der selbst musikalisch tätig war, und ohne Zweifel seine Stadt sehr liebte, die Tätigkeit des berühmten städtischen Musikdirektors begutachtete; wie er sein rechtliches Verhältnis zu Amt und Titel kritisch bespricht, welche Ausstellungen am Dirigenten Schumann er macht, welche Einzelheiten und Zeugen ihm dazu tauglich erscheinen, und so fort.

Da das Schriftstück die Geschehnisse in zeitlicher Aufeinanderfolge bringt, wollen wir seinem Text folgen, um nur gelegentlich Stellung zu nehmen oder notwendige in Raummangel begründete Auslassungen zu ergänzen.

PRO MEMORIA

des Beigeordneten Wortmann betreffend die Verhältnisse des Herrn Musikdirektors Dr. Schumann und des allgemeinen Musikvereins, zunächst bestimmt für die Herren Gemeindeverordneten, welche sich Kenntnis von der Sache verschaffen wollen.

*) Clara Schumann, ein Künstlerleben nach Tagebüchern und Briefen von Berthold Litzmann, Breitkopf & Härtel, Leipzig 1903 – 1907.

„Die zur Zeit obwaltenden Verhältnisse des öffentlichen Musikwesens in Düsseldorf unterliegen so mannigfachen, sich widersprechenden Beurteilungen im Publikum, daß es für die, welche sich eine richtige Kenntnis von der Sachlage verschaffen wollen, wünschenswert sein muß, eine treue historische Darstellung der Vorfälle zu erhalten, welche die gegenwärtigen Verhältnisse herbeigeführt haben.

In der Überzeugung, daß der Unterzeichnete durch seine Beziehungen zu den betreffenden musikalischen Vereinen, zu den Sängern und Orchestermitgliedern vorzugsweise zu einer gründlichen Darstellung imstande ist, findet derselbe Veranlassung, nach Maßgabe seiner Erlebnisse und in Übereinstimmung mit betreffenden Aktenstücken folgendes aufzuzeichnen.“

Gerade diesen Abschnitt, in welchem Wortmann in sehr allgemeinen Wendungen die schwierige Frage seiner eigenen Qualifizierung als historischer Berichterstatter in einem für sich günstigen Sinne zu erledigen sucht, müssen wir weiter unten noch einmal kritisch beleuchten.

Es folgt nunmehr die Schilderung der damaligen musikalischen Institutionen. Das merkwürdige Zweierlei des „Allgemeinen Musikvereins“ (Zweck „Beförderung der Tonkunst“) und des „Gesang-Musikvereins“ ist ja heute Gott sei Dank verschwunden. Nach Wortmann war Schumann kein städtischer Beamter (städtischer Musikdirektor), sondern stand nur seit 1850 im Privatvertrage mit den beiden genannten Vereinen. Der Gemeinderat hatte aber ohne Nebenbedingungen einen jährlichen Zuschuß zu seinem Gehalt bewilligt. Für die damaligen Gemeindeverordneten mag diese Feststellung vor allem mit Hinblick auf die finanzielle Regelung mit Schumanns Nachfolger von

Interesse gewesen sein — die Wirksamkeit des Künstlers Schumann wurde von ihr glücklicherweise nicht berührt.

Über Schumanns Direktion des Gesangvereins berichtet nun Wortmann folgendes:

„Die früheren musikalischen Dirigenten dieses Vereins hatten dessen Übungen am Flügel geleitet, ihre Anmerkungen waren belehrend, klar und verständlich gewesen, was die Folge hatte, daß das Einüben neuer Tonwerke behufs der öffentlichen Aufführung derselben im Verhältnis zu den Resultaten auswärtiger Gesangvereine ungewöhnlich rasch fortschritt und zum Ziele geführt wurde. Dabei waren die Dirigenten in stetem Verkehr mit den Vereinsmitgliedern und wußten dieselben zur Ausdauer anzuregen. Herrn Dr. Schumanns Verfahren war hiervon abweichend; er ließ ein Dirigenten-Pult herbeischaffen, von welchem aus er tactierend die Übungen leitete, während seine Gattin mit dem Flügel die Gesänge begleitete. Sein Benehmen gegen die Vereinsmitglieder war äußerst zurückhaltend, und es gehörte zu den Ausnahmen, daß er mit einem der Anwesenden sprach; alle Mitteilungen an den Gesamtverein, Ersuchen um zahlreiches und pünktliches Erscheinen, Benachrichtigung wegen Proben pp., welche früher immer mündlich vom musikalischen Dirigenten erfolgt waren, mußten von einem Mitgliede der administrativen Direction geschehen, während Herr Dr. Schumann passiv dabei saß. Unter diesem Verfahren war und blieb Herr Dr. Schumann der großen Mehrzahl der Vereinsmitglieder fremd und erwirkte nicht jene Sympathie für seine Person, welche zu leichterem Hinwegsehen über etwaige Schwächen veranlaßt.

Der Gesangverein, zum größten Teil aus weniger geübten Dilettanten bestehend, vermißte bald die anregende

und unzählige kleine Hülfen verleihende Directionsweise seiner früheren Leiter. Die Einsätze (in fugierten Tonstücken besonders) wurden unsicher und daher matt, und wenn die einzelnen stimmführenden Mitglieder zufällig nicht anwesend waren, konnten schwierige Tonstücke schwerlich eingeübt werden.

Herr Dr. Schumann war äußerst wortkarg, seine zumeist leise gesprochenen Bemerkungen über die Ausführung der Gesangstücke wurden bei weitem größten Teile nicht verstanden. Die geübteren Mitglieder äußerten nicht selten die Bemerkung, daß der Herr Musikdirektor wirklich vorgefallene Fehler nicht müsse gehört haben, weil er darüber hinweggehe, während andererseits oftmals wiederholt werden müsse, ohne daß Herr Dr. Schumann die Belehrung gab, wo denn eigentlich gefehlt sei, und wie es besser gemacht werden müsse. Die Einübung der Tonwerke erforderte hiernach einen nie gekannten Zeitaufwand und es wurden doch nicht die früheren, in wenigen Proben erlangten Resultate erzielt. Viele Mitglieder langweilten sich in den Gesangsübungen und blieben weg, man war oft verlegen, die zu den öffentlichen Chorgesängen nötige Sängerzahl zusammenzubringen. Der Verein, der einst so blühend und tatkräftig, fühlte seinen Verfall, und die Direction erhielt aus dem Vereine nicht wenige Anregung, Hülfe zu schaffen.“

Diese Schilderung deckt sich im wesentlichen mit Litzmanns Ausführungen. Dort finden wir indes auch, wie der Chor auf die Eigenart seines Leiters reagierte. Das Tagebuch Clara Schumanns berichtet: „. . . Die Herren und Damen kommen ja nicht in den Verein, um etwas zu lernen, nein, sie wollen sich eben nur amüsieren, und da zeigt sich ihre Unlust ohne Rückhalt“ . . . „Die Damen tun den Mund kaum

auf, und benehmen sich (einige Gebildete natürlich ausgenommen) so unartig, setzen sich beim Singen, werfen Hände und Füße um sich, wie so recht ungezogene Jungen usw.“ — Während des Sommers 1852 unternahm Schumann eine längere „Gesundheitsreise“ und ließ sich durch Julius Tausch, seinen späteren Nachfolger, damals noch Dirigent der „Künstler-Liedertafel“ und des Männergesangvereins, vertreten. Man übte „Elias“ von Mendelssohn. Darüber Wortmann:

„Herr Tausch hatte in der Weise der früheren Musikdirektoren das Oratorium eingeübt, und sich dadurch die Zufriedenheit der Vereinsmitglieder erworben.

Nach Herrn Dr. Schumanns Rückkehr traf dieser aus eigenem Antrieb die Einrichtung, daß Herr Tausch beim Einüben eines neuen Tonwerks immer die ersten Proben des Gesangvereins leite, wobei Herr Dr. Schumann selbst dann die späteren Proben und die Aufführung leiten wollte.“ . . . „Gegen die Leitung der Übungen durch Herrn Tausch hatte nun der Verein nichts einzuwenden; jedesmal aber äußerten viele Mitglieder gegen die Direction ihr Mißfallen, wenn der Abrede gemäß Herr Dr. Schumann wieder selbst dirigierte, und es wurde immer vielseitiger der Wunsch ausgesprochen, daß Herr Tausch fortan stets die Gesangsübungen des Vereins leite. Die Direction glaubte nun handeln zu müssen, sie wählte indessen eine Form, welche nicht gebilligt wurde. Sie schrieb an Herrn Dr. Schumann (13. Dezember 1852) und, nicht wagend, seine Dirigentenfähigkeit anzutasten, berührte sie die äußere Form der Leitung vom Pulte, statt vom Flügel aus (!) und suchte durch Beziehung auf die abweichende Directionsweise des Herrn Dr. Schumann von jener seiner hiesigen Vorgänger und des Herrn Tausch den Wunsch der Vereins-

mitglieder zu motivieren, daß Letzterer künftig immer die Gesangsübungen leite. Dieses Schreiben rief eine gewaltige Aufregung unter Herrn Dr. Schumanns Freunden hervor. (Der Originalprotest ist bei den Eulerschen Akten.) Herr Tausch erklärte, verreisen zu wollen, man stand mitten in der Concert-Saison, und so sah sich dann die Direction des Gesangsvereins, weil sie nicht aus eigenem Antriebe, sondern in der Meinung, die Wünsche des Vereins zu erfüllen gehandelt hatte, veranlaßt, um keine Störung des hiesigen Musikwesens hervorzurufen, ihr Mandat niederzulegen.“

„Die neuerwählte Direction benachrichtigte sofort Herrn Dr. Schumann, daß ihre Vorgänger zwar in der Form, nicht aber in der Sache geirrt hätten, und führte die Verhandlungen zu dem Resultate, daß Herr Dr. Schumann dem Herrn Tausch, als seinem Stellvertreter, die Leitung der Gesangsübungen übertrug.“

Schon am 6. September 1851 verzeichnet Schumann in seinen Tagesnotizen: Konferenz, (betr. das Winterprogramm 1851/52) Sturm mit Wortmann. Und wiederum war Wortmann, das verschweigt sein Bericht, Mitglied eben jener Gesangsvereins-Direktion, die am 13. Dezember 1852 „an Schumann in höchster Unverfrorenheit die Aufforderung richtete, von seinem Amte zurückzutreten, das er auszufüllen nicht imstande sei“ — so charakterisiert Litzmann mit Recht den Inhalt des Schreibens. Dessen Verfasser mußten sich „in demütigster Form“ entschuldigen und ihr Mandat niederlegen. Nur unser Wortmann behielt seinen Einfluß, da er gleichzeitig dem Verwaltungsausschuß des Allgemeinen Musikvereins angehörte — wahrlich ein genügender Grund!

Wortmann wird kaum seinen weiteren Einfluß in einem für Schumann günstigen Sinne geltend gemacht haben, und es ist

unverständlich, wie er sich in der Einleitung seines Schreibens nach seiner Tätigkeit auf so exponiertem Posten noch zu einem sachlichen Berichterstatter aufwerfen konnte; aber noch unverständlicher, wie er den derzeitigen Mitgliedern beider Vereine noch als solcher gelten konnte, so daß man ihm die Abfassung des „Pro memoria“ für die Gemeindeverordneten überließ! Doch kehren wir wieder zu seinen Ausführungen zurück:

„Die Direction der öffentlichen Concerte durch Herrn Dr. Schumann war an sich nicht befriedigender, als jene des Gesangsvereins. Wenn aber hievon die mißlichen Folgen nicht früher hervortraten, so rührte dieses von dem dauernden Festhalten des Verwaltungsausschusses an Herrn Dr. Schumann, von der Willigkeit der Orchestermitglieder (Dilettanten und Musiker) aus Rücksicht gegen Herrn Dr. Schumanns Größe als Tondichter, auszuharren so lange es immer möglich ist, — und von der Geduld des Publicums her, die abnehmenden Kunstleistungen in unseren Concerten sich gefallen zu lassen.

Das Orchester vermißt bei Herrn Dr. Schumanns Direction: Festes, sicheres Angeben der Tempi, gleichmäßiges Tactieren, klare, bestimmte und verständliche Anmerkungen und Belehrungen in den Proben, stete Geistesgegenwart und jene kleinen Zeichen und Winke, wodurch eingewandter Dirigent so unendlich viel zur sicheren und vollendeten und durch die zarteste Nüancierung gehobenen Ausführung der Tonwerke beitragen kann. Es sei mit diesen Andeutungen genug und mögen Männer vom Fache auf Erkundigung hierüber noch nähere Auskunft geben. Es folge nunmehr die Erzählung der Vorgänge seit dem Beginn der jetzigen Concert-Saison (1853/54).“

Nach Aufzählung der Ausschußmitglieder kommt Wortmann zunächst auf einige Mißstände allgemeinerer Art zu sprechen. Schumann „kann sich in das kollegialische Verhältnis des Verwaltungsausschusses nicht finden“ . . . „Er verfuhr außerhalb der Sitzungen ganz frei, änderte die Programme, verschrieb Musikalien, engagierte Künstler und handelte mitunter, als ob es keinen Verwaltungsausschuß gäbe.“ Dann entstanden Reibungen mit dem Theater, durch Verlegung der Orchesterprobe von Donnerstag früh auf Mittwoch abend, die Schumann gegen den eigentlichen Willen des Komitees durchsetzte. Endlich heißt es weiter:

„Am 16. Oktober sollte das herkömmliche musikalische Hochamt in der Maxkirche gefeiert werden und hatte der Gesangverein hierzu eine Messe von Hauptmann unter seinem Dirigenten Herrn Tausch eingeübt, und zwar nach dem Zeugnis unbefangener Beurteiler so fest und gut, daß er damit vor dem Publikum bestehen konnte. Man hatte im Gesangverein gehofft, daß Herr Tausch auch die Aufführung der Messe dirigieren werde. Herr Dr. Schumann beanspruchte jedoch die Direction, die ihm auch der bestehenden Verabredung gemäß überlassen wurde. In der am Freitag den 14. Oktober gehaltenen Orchesterprobe schien Herr Dr. Schumann so zerstreut, wie man es an ihm kaum noch wahrgenommen hatte; er war so in fremdartige Gedanken vertieft, daß, wie Augenzeugen bewahrheiten wollen, er noch fortactierte, als ein Musiksatz schon beendet war. Die Aufführung der Messe beim Gottesdienst war demzufolge so mangelhaft, daß sie fast Anstoß erregte.“

„Man hörte in den nächstfolgenden Tagen im Publicum Äußerungen großer Mißbilligung und mitunter solche, die dahin zielten, als ob der Gesangverein

die der heiligen Handlung gebührende Achtung verletzt habe, daß er die Messe nicht besser eingeübt zur Aufführung gebracht. Die ungünstige Aufnahme dieses öffentlichen Vortrags eines klassischen Musikwerks, bei dessen Einübung es der Gesangverein an Fleiß nicht hatte fehlen lassen, konnte nicht ohne Wirkung auf dessen Mitglieder bleiben, welche sich auch bald äußerte. Am Mittwoch, den 19. Oktober war das Comité versammelt, um das Erforderliche für das auf den 27. Oktober bestimmte erste Abonnementsconcert, für welches Herr Concertmeister Joachim gewonnen war, zu beraten und zu beschließen. — Als Chorgesangstück war für dieses Concert Mendelssohns erste Walpurgisnacht bestimmt und vom Gesangverein eingeübt worden. Bevor Herr Dr. Schumann in der erwähnten Comité Sitzung erschienen war, erklärten die anwesenden Mitglieder der Gesangvereins-Direction, daß nach den Vorgängen bei Ausführung der Hauptmannschen Messe der Gesangverein nicht mehr öffentlich auftreten werde, wenn nicht sein Dirigent, der die betreffenden Tonstücke eingeübt habe, auch die Aufführung vor dem Publicum dirigiere. Gleich nach dieser Erklärung trat Herr Dr. Schumann in die Versammlung und wollte dieselbe alsbald wieder verlassen, als das gewöhnliche Arrangement für das Concert getroffen war. Er wurde von dem Vorsitz ersucht, noch einen Augenblick zu verweilen, weil eben eine nicht angenehme Erklärung des Gesangvereins erfolgt sei, die ihm notwendig mitgeteilt und in Beratung gezogen werden müsse. Als nun Herr Dr. Schumann den Inhalt dieser Erklärung vernahm, verließ er, ohne eine Silbe zu äußern die Versammlung, welche sich rücksichtlich des so nahe bevorstehenden, für die ganze Saison entscheidenden Concertes

in augenblickliche, nicht geringe Schwierigkeiten versetzt sah. Der Vorsitz und dasjenige Mitglied der Versammlung, welches dem Herrn Dr. Schumann und seiner Familie befreundet am nächsten steht, begaben sich sofort nach seiner Wohnung und vereinbarten, daß derselbe sich damit einverstanden erklärte, daß Herr Tausch die Vorträge kleinerer Werke seitens des Gesangvereins dirigiere, größere Werke aber wolle er selbst dirigieren. Die augenblickliche Verlegenheit war auf diese Weise beseitigt. Die am 25. Oktober gehaltene Orchesterprobe zum ersten Abonnementsconcert, in welcher vorzugsweise Gesangs- und bekannte Musikstücke probiert wurden, ging ohne Bemerkenswertes vorüber.“ „Am Donnerstag, den 27. Oktober Morgens war Orchesterprobe. Herr Dr. Schumann übernahm die Direction und zwar in einer Weise, wobei alle bisher wahrgenommenen Mängel aufs tiefste empfunden wurden. Schreiber dieses erlaubt sich kein Urteil, kann aber nicht umhin, hier zwei Äußerungen von zwei auswärtigen und unbefangenen Kennern, die um Herrn Joachim zu hören hergereist waren und der Probe beigewohnt hatten, wortgetreu zu referieren. Der eine nannte die Directionsweise in Beziehung auf das Orchester eine Menschenquälerei. Der andere Fremde, ein höherer Offizier, sagte, er habe viel gereist und mitunter schlechte Dirigenten gesehen, aber noch keinen Unfähigeren; er sei überzeugt, daß in der ganzen preußischen Armee kein Infanteriekapellmeister oder Stabs-trompeter sei, der nicht sein Chor besser dirigiere, als unser Herr Direktor, und wenn ein solcher es so mache, würde man ihn entfernen.

Man lavierte mittlerweile durch das chaotische Wogengebrause und in dem

Concerte am Abend deckte Herrn Joachims Meisterspiel die Mängel der Übrigen zu.“

Niemand konnte den verantwortlichen Männern verdenken, wenn sie nach solchen Vorkommnissen einen neuen Kompromiß in der Direktionsfrage suchten. Nachdem Schumann zunächst die Leitung der Gesangvereinsproben, dann die der kleinen Chorwerke abgegeben hatte, legte man ihm nunmehr nahe, in Zukunft nur noch seine eigenen Werke zu dirigieren, alles andere aber seinem Stellvertreter zu überlassen (Herrn Tausch).

„Am Sonntag, den 6. November wurde eine förmliche Comitésitzung gehalten, und der ganze Gegenstand gründlich verhandelt. Zuerst wurde referiert, daß Herr Tausch erklärt habe, er werde zwar sich überhaupt keinem Dirigenten als Stellvertreter unterordnen, bei seiner hohen Achtung gegen Herrn Dr. Schumann aber sei er geneigt, eine Ausnahme zu machen und als Herrn Dr. Schumanns Stellvertreter zu fungieren. Es wurde nun förmlich über die Frage abgestimmt, ob die Stellvertretung n ö t i g sei.“ . . . „Der Vorsteher stellte dann die Frage, muß eine Stellvertretung des Herrn Dr. Schumann eingeführt werden und ersuchte aus besonderer Rücksicht das mehrgedachte Mitglied (offenbar Notar Euler) sein Votum zuerst abzugeben. — Nach kurzem Zögern und nicht ohne wahrnehmbare schmerzliche Empfindung erfolgte das Ja, dem sich die Zustimmung sämtlicher übrigen Anwesenden anreihete.“

Der weitere Verlauf der Ereignisse ist bekannt und deckt sich bei Wortmann genau mit Litzmanns Schilderung. Schumann war aufs höchste empört von der neuen Zumutung und kündigte zu dem nächstmöglichen Termin (1. Oktober 1854) seinen Vertrag. Geht die tragische Notwendig-

keit der Maßnahme des Verwaltungsausschusses auch in Wortmanns Schreiben aus der ungemein sympathischen, schmerzlichen Zustimmung Eulers mit genügender Deutlichkeit hervor, so hält es dennoch Wortmann für richtig, bei Erwähnung des Schumannschen Antwortschreibens folgende Taktlosigkeit hinzuzufügen:

„Hierauf erfolgte eine Gegenantwort des Herrn Dr. Schumann, woraus leider hervorgeht, daß derselbe gar keine Ahnung von der Mangelhaftigkeit seiner Direction hat, also die Motive der Handlungsweise des Verwaltungsausschusses im Entferntesten nicht anerkennt und natürlich in der Ansicht beharrt, es sei ihm großes Unrecht geschehen.“

Wir halten es in der Beurteilung mit Litzmann. Es ist sicher, „daß, mochte das Komitee durch die tatsächlich unhaltbaren Zustände auch in eine Zwangslage versetzt sein, der von ihm eingeschlagene Weg, hinter Schumanns Rücken erst mit Tausch zu verhandeln und den Meister so vor die vollendete Tatsache einer mit einem Dritten getroffenen Vereinbarung zu stellen, auf eine Brüskierung Schumanns hinaus lief, die durch keine noch so liebenswürdigen Beschönigungsversuche aus der Welt geschafft werden konnte, und der gegenüber Schumann nichts anderes übrig blieb, als mit der sofortigen Kündigung zu antworten.“ (S. 249.)

Sympathisch ist die Art, wie Wortmann in seinem Bericht die Haltung des Orchesters verteidigt. Er beteiligte sich an den Konzerten als „ausübender Dilettant“ und gehörte auch dem Orchesterkomitee an. Unsere Musiker können mit Recht bedauern, daß solche unschätzbaren Bindungen zwischen Orchester einerseits und Gesellschaft und Stadtverwaltung anderseits verloren gingen. Wortmann schreibt: „Man hat von Schumannscher Seite auch

dem Orchester einen Teil der obwaltenden Mißverhältnisse Schuld gegeben; es kann aber in Wahrheit versichert werden, mit Unrecht. Das Orchester hat sich nie, weder im Ganzen noch in einzelnen Mitgliedern, mit Ausnahme des einzigen, nachstehend angegebenen Falles etwas gegen Herrn Dr. Schumann zu Schulden kommen lassen. Es hat demselben stets die gebührende Achtung und in den oft zur Erschöpfung ermüdenden Proben lobenswerte Geduld und Ausdauer bewiesen, und würde das Gegenteil sofort von dem Comité geziemend gerügt worden sein. Wohl aber haben die bedeutendsten Orchestermitglieder des Comité das Anerbieten ausgesprochen, falls es erforderlich sein möchte, förmlich zu erklären, daß sie bei Herrn Dr. Schumanns Direktionsweise nicht imstande seien, ihre Orchesterpartien auf kunstgemäße, dem Rufe des Düsseldorfer Orchesters und den gerechten Ansprüchen des hiesigen Publikums entsprechende Weise auszuführen. Das Comité hat jedoch bis jetzt keine Veranlassung gehabt, eine solche Erklärung zu extrahieren. Der vorerwähnte einzelne Fall war, daß ein Cellist in der Probe zum ersten Abonnementskonzert nach häufigem Wiederholen einzelner Stellen der Joachimschen Ouvertüre seine Stelle verließ und sich aus dem Saale entfernte.“

Wortmann nimmt auch ihn in Schutz, entschuldigt ihn mit Krankheit und Übermüdung — nicht zuletzt auch damit, daß „der Betreffende einer der tüchtigsten Zöglinge von Herrn Ritz und ein durchaus achtungswerter Mann ist“.

Wir sind am Schlusse. Wie immer in dergleichen Fällen, so war es auch für die Zeitgenossen Schumanns nicht leicht, sich über die Leistungen ihres Musikdirektors ein objektives Bild zu machen. Auch ohne den heute entscheidenden Einfluß der Presse gab es zwei Lager, für und wider.

Der Verwaltungsausschuß, dessen Handlungsweise Wortmann in seiner Schrift zu rechtfertigen sucht, erscheint neben den sicher vorhanden gewesenen Unzulänglichkeiten fast allein schuldig. Das formlose Engagement, nur auf Grund eines berühmten Namens, die Duldung einer doppeldeutigen Organisation, welche bloßgestellten Persönlichkeiten ihren ungeschmälerten

Einfluß ruhig weiter überläßt, endlich jene Brüskierung des kranken Meisters, die das Ende der Ära Schumann herbeiführten — diese Tatsachen lassen sich durch keine noch so geschmeidige Dialektik aus der Welt schaffen. Wir sollten nur achtgeben, daß sie sich nicht in ähnlicher Form wiederholen.

Dr. Heinz Stolz:

Klara Schumann

„Still, manchmal auch rauschend kann man hier leben, und bisweilen hat auch das Dasein einen poetischen Anflug.“ So hatte Eduard Bendemann, seit dem Heimgange Schadows Leiter der Akademie, in einem Briefe an Klara Schumann der Freundin, die sich aus einem Leben voll Unruhe, Zufall und Wechsel oft in das stillere Düsseldorf sehnte, geschrieben. Als ein guter und auf sein Städtchen stolzer Chronist hatte er ihr, die den Gedanken, überzusiedeln, lebhaft erwog, die Annehmlichkeiten, deren sich Düsseldorf neuerdings rühmte, geschildert. Er hatte weder den Hinweis auf die Pferdebahn, die vom Bergisch-Märkischen Bahnhof in einer schönen „Zirkeltour“ über den Burgplatz zur Tonhalle führte, noch auf das neue Theater vergessen. Ja, selbst der Schlachthalle, der Klara Schumann nur eine mäßige Teilnahme zuwenden mochte, war in dem sorgsam Schreibern mit Respekt Erwähnung getan, und so konnte der Schluß, der einem Wohnsitz in Düsseldorf den Vorzug vor jeder anderen Bleibe und jeder anderen Stadt gab, nicht überraschen.

Bürgerrecht in der geliebten, mit dem Gedanken an Schumann unzertrennbaren Stadt zu gewinnen und ihre Tage in ihr

zu beschließen, war wieder einmal — wer vermochte zu sagen, zum wievielten Male — Wunsch und Traum der Gehetzten, und sie beschloß, in den ersten Tagen der Muße, die der Beruf einer Fahrenden ließ, in die vertraute Umgebung und den geselligen Kreis rheinischer Freunde zu flüchten. Eine Konzertreise, die sie im Frühjahr 1876 durch Niederland machte, bot ihr willkommenen Anlaß, ihrem Vorsatz zu folgen, und so traf sie am ersten Morgen im Mai mit dem „Kurier“ in Düsseldorf ein.

Als sie, ein wenig verloren im spärlichen Schwarm der Reisenden, die am Köln-Mindener Bahnhof dem Zuge entstiegen, das Stationsgebäude verließ und den bescheidenen Vorplatz betrat, mochte sie für einen Augenblick meinen, der Zeiger der Zeit habe stille gestanden und ihr Düsseldorf sei auch im neuen Reiche das gleiche. Einige Dienstleute, Veteranen der Eisenbahn, standen unter den Bogen des Ausgangs, müßig an ihre Pfeiler gelehnt. Auf dem Bock einer einsamen Droschke hockte, unter der Last des Zylinders gebeugt, von der Lektüre des Blättchens ermüdet, ein schläfriger Kutscher, und um die Ecke der Friedrich- und Thurmstraße sah sie aus dem zufriedenen Süden vereinzelt einen

gemächlichen Fußgänger kommen. Auch um die Königsallee lag der idyllische Friede der Kleinstadt gebreitet. Ruhig, feierlich, gleich einem Dome ragten in jedem Frühling jeden Besucher aufs neue beglückend, zu einer weiten Allee hohe Kastanien auf. Stille Patrizierhäuser schmiegt sich in den Frieden der Blätter, und in den Kronen strahlte der Glanz ihrer Kerzen. Drüben am Exerzierplatz stand der Bürger, seiner lieben Gewohnheit, als ein rechter Kleinstädter jedes Schauspiel der Straße mit Andacht und Ernst zu genießen, noch wie damals treu, und vor den Gittern des Gymnasiums an der Bazarstraße sah sie, als hätten sie den Nachhauseweg von damals her noch vergessen, die Zaungäste stehn.

Das also war Düsseldorf, das stille, verschlafene Städtchen, das doch schon viel zu laut für ihren Robert war. Als sei es wie gestern hing ihr noch seine Klage über die Unruhe in dieser Stadt, das fortwährende Geräusch auf der Straße, das Gekreis der Leierkasten, das Schreien der Buben, das Rollen der Wagen im Ohr. Aufgeregt, überreizt hatte er fast vom ersten Tage beteuert, in diesem Getöse niemals zur Arbeit kommen zu können — in dieser Stadt, von der er damals, als ihn in Dresden der Ruf nach Düsseldorf an das Kapellmeisterpult Ferdinand Hillers traf, in einem Schulbuch zu seinem Entsetzen gelesen hatte, daß es eine Irrenanstalt in ihr gab. Ahnte er schon den Weg, den er ging?

Wollte auch ihr die Erinnerung wie eine Wolke den Weg, den sie ging, aufs neue verdunkeln? Doch nein, jetzt stand sie am Botanischen Garten, am Eingang des Hofgartens, und ein Tor von Blüten bot ihr Willkommen. Mit der Schönheit des Parkes seit Jahren vertraut, aber aufs neue von seinem Wunder ganz überrascht, genoß sie, zur Goldenen Brücke gelangt, den lieblichen Anblick, der sich ihr bot. Über

Teiche, auf deren Spiegel die Trauerweide ihr tiefes Gezweig herabhängen ließ und auf deren Grunde der breite Fächer der Buchen sich malte, sah sie den Ananasberg, des Bürgers Sommerlust, liegen. Durch die Stille hörte sie deutlich den Springbrunnen rauschen, der vor dem kleinen Gartenhaus spielte, und dachte zurück an den ersten Abend nach ihrer Ankunft, einen Abend im September, den sie dort oben mit Robert Schumann und seinen Freunden verbrachte. Sie waren, von Dresden her kommend, noch keine zwei Stunden in ihrem Gasthof gewesen, als sich vor ihrem Fenster schon eine Schar von Verehrern zu einem ersten Ständchen versammelt hatte. „Die Künstlerliedertafel“, zu der die Maler Sohn, Schirmer, Flamm, Arnz und Oswald Achenbach gehörten, hatten gesungen, und dann war man gemeinsam zum Ananasberg gezogen und hatte den ersten Umtrunk gehalten — und noch einmal hatte man tags darauf im nun schon erweiterten Kreise — der Doktor Wolfgang Müller von Königswinter, der Arzt und Dichter und Notar Euler, das musikalische Faktotum von Düsseldorf, wie er sich selbst bescheiden nannte, gehörten dazu — noch einmal den Einzug gefeiert, und Pläne, Entwürfe, Hoffnungen in die Zukunft gebaut . . . Das waren frohe Tage gewesen, jetzt aber stimmte ihre Erinnerung traurig, sie fühlte sich einsam und sehnte sich plötzlich wieder nach Menschen. Einer Kinderschar, die vom Ufer Enten und Schwänen Brotkrumen zuwarf, am Saum der Landskrone folgend, trennte sie sich am Ratinger Tor vom Frieden der Bäume und nahm den Weg über die Lindenallee in die innere Stadt. Nun stand sie, dort wo der breite, ruhige Strom der Allee die munter fließenden Gassen der Altsadt gleich Bächen empfängt, an der Mündung der Grabenstraße vor dem Hause, in dem sie damals bei dem geduldigen Fräulein



Klara und Robert Schumann

Medaillon nach dem Leben von Ernst Rietschel.

Das Original befindet sich im Rietschel-Museum-Dresden

Schön mit ihrem Robert ihr erstes Quartier in Düsseldorf fand und die langen Abende, die der November als Bote des Winters mit Gewölk und Regenfall sandte, im Kreis der Freunde, beim Klang der Hausmusik im Gefühl des Geborgenseins traulich und innig verbrachte. Aber das Glück war kurz wie die Bleibe in diesem Hause gewesen, der Kreis der Freunde, aus dem ihr nur wenige, wie der Doktor Müller oder der Maler Hasenclever, in Treue verblieben, zerstoben, und ihre Irrfahrt von Logis zu Logis — fünfmal hatten sie innerhalb zweier Jahre die Wohnung gewechselt — hatte begonnen. Ungesellig und überreizt hatte er statt des Gesprächs mit den Freunden Trost und Beruhigung bei seinen kleinen Teufeln, dem Nikotin und dem Wein, gesucht und am Ende gar seine Zuflucht zu dem Verkehr mit den Geistern genommen, die er im Tischrücken magisch und kindlich beschwor. Das waren dunkle und bedrückende Abende an seiner

Seite gewesen, drohend, erschreckend wie das Orakel, das er ihr bei einer kurzen Abwesenheit aus Düsseldorf in einem Briefe mit dem Satz aufgegeben hatte: „Zwischen diesen Zeilen steht eine Geheimschrift, die bald hervorbrechen wird.“ Heute wußte sie um die Lösung des Rätsels, den Wahnsinn, der hier seinen Ausbruch mit dumpfem Grollen aus dem Schacht der Tiefe her kundtat — damals, im Treiben und Irren des Alltags, in der täglich sich erneuernden Fürsorge für diesen kindlichen, launischen, gütigen, anspruchslosen und rührend unbeholfenen Mann war es an ihr vorübergeweht, ein Ruf im Sturm, ein Brausen, dem wieder Friede und Stille gefolgt war. Schien es nicht so, als habe er endlich in dieser Stadt doch sein erwünschtes Zuhause gefunden, als er zuletzt in dem Straßengeviert, das sich still wie die Wasser des Speeschen Grabens um die Maxkirche zieht, die Bleibe entdeckte, die ihm Ruhe und Muße

versprach? Als zöge auch heute noch eine heimliche Macht sie an die Stätte des Schicksals zurück, nahm sie jetzt ihren Weg in das geordnete Gleichmaß des sauberen Wohnviertels, an dessen Eingang die frommen Zeichen der Maxkirche und der Mariensäule zur Besinnlichkeit mahn-ten, und wieder war ihr, als habe auch hier auf Märkten und Wegen sich in zwanzig Jahren nichts mehr geändert. Vor den Portalen der Gasthöfe standen die Lorbeer-bäume wie damals, auf den Schau-fenstern und Handlungen prangten in glei-cher Schnörkelschrift noch die gleichen Buchstaben, an den Türen der Wohnhäuser glänzten in Messing die gleichen Klingel-züge und Schilder, und auch die Inschrift war noch die gleiche, nur der Name Schu-mann war nicht mehr zu lesen ... Der Enge entrückt, kreiste er schon in den Sternen, über der armen, umdunkelten Erde ... Sie aber wußte: nicht nur die Grausamkeit, auch die Güte des Schick-sals hatte sie in diesem Hause im Tiefsten erfahren. Hier hatte sie Schumann für immer verloren, hier hatte sie Brahms für immer gewonnen. Hier war ihr jene schreckliche Stunde zu dulden bestimmt, in der der Unglückliche auf einem Wagen, den eine Geckenschar lachend und lärmend umsprang, todkrank heimgebracht wurde. ... Hier war ihr auch der unvergeßliche Abend beschieden, an dem Johannes Brahms zum erstenmal in der Tür stand. „Das ist der, der kommen mußte“, hatte einst Robert in einem Aufsatz, in dem er sich vor aller Welt zu dem Glauben an die Sendung dieses jungen Johannes bekannte, geschrieben. Es war ein Wort von pro-phetischer Ahnung: nicht für den Genius Brahmsens allein, dem es vorausflog als helle Verkündigung, auch für ihr eigenes, bitteres, aber durch ihn wieder tröstliches Schicksal. Ihren Kindern hatte sie einmal gestanden, was ihr die Kameradschaft

Brahmsens ein Leben lang schenkte: „Gott sendet jedem Menschen, und sei er auch noch so unglücklich“, so lauteten diese Worte, „immer einen Trost, und gewiß sollen wir uns desselben erfreuen und stär-ken daran. Wohl habe ich euch, doch ihr seid noch Kinder. Ihr kanntet den teuren Vater kaum. Ihr konntet mir in jenen schrecklichen Jahren noch keinen Trost gewähren. Da kam Johannes Brahms. Ihn liebte und verehrte euer Vater wie außer Joachim keinen. Er kam, um als treuer Freund alles Leid mit mir zu teilen. Er kräftigte das Herz, das zu brechen drohte. Er erhob meinen Geist, erheiterte, wo er nur konnte, mein Gemüt: kurz, er war mein Freund.“ Und das Beglückendste war: Robert selbst hatte diesen Bund ge-schlossen. Als ihm Brahms zum erstenmal vorgespielt hatte und die ersten Takte seiner F-moll-Sonate im Raum verschweb-ten, hatte Schumann den in sich Versun-kenen mit den Worten aufgeweckt: „Das muß Klara hören.“ Dann hatte er sie ge-rufen und mit dem Versprechen ins Zim-mer geführt: „Hier, liebe Klara, sollst du Musik hören, wie du sie noch nie gehört hast“ — und das war der Anfang einer Freundschaft gewesen, die, sie wußte es, nur der Tod zu enden vermochte.

So im Sinnen an das Einst verloren, überall von den Zeugen vergangener Tage begleitet, war sie fast unvermerkt durch eine der Gassen zum Rhein gekommen. Hier scholl ihr das hellere Leben entgegen, das der Strom im Menschen entfacht. Bauern, die mit Milchkanen über das Pflaster rasselten, schrien einander laut ihren Gruß zu. Aus dem Hafen tönte der Ruf der Ruderer, die ihre Boote an Land zogen, über den Rhein wehte der Klang einer Glocke. Nun sah sie die Schiffsbrücke vor sich, und einen Augenblick war ihr, als müsse sie ihr Gesicht in die Hände vergraben vor der Erscheinung, die hier

aus der Erinnerung stieg, der Tat des Verzweifelten, der sich gehetzt, wie auf der Flucht, in den Strom warf, die Fieber, die ihn verzehrten, die flackernden Flammen, das brennende Herz in seinen Fluten zu löschen. Doch selbst der Strom war grausam und feindlich gewesen, er hatte das Opfer, das die Erlösung zu geben vermochte, gefühllos verschmäh und Robert Schumann dem Leben, das nur ein Leben in Wahnsinn wurde, wiedergegeben. Sie wandte sich um und glaubte, Sinnbild und Gleichnis dessen, was damals noch für ihn kam, stumm und steinern vor sich zu sehn: Duster und ernst ragten die Trümmer des Schlosses, wie erkaltet im Rauch der Feuersbrunst, die vor dreieinhalb Jahren nur den Turm und den Seitenflügel verschonte, und der Ernst des toten und ausgebrannten Gemäuers wirkte noch starrer und dumpfer angesichts des bewegten Lebens des Stromes und des heiter geschäftigen Treibens der Menschen an seinem Ufer.

Wie der Strom, ein Wanderer ewig, voll von Sehnsucht, den Stillstand nicht kennt, trieb auch das Leben weiter über Tod und Kreuz und Gruft: ein paar Schritte nur durch eines der Tore, und sie stand im Getümmel des Marktes, das um das Standbild Jan Wellems in bunter Munterkeit spielte. Ach, es tat wohl, diesem rheinischen Frohsinn, der sogar in den listigen Augen eines Jan Wellem zu nisten schien, nahe zu sein. Denn das Leben zu lieben und was es auch bringt, von seiner guten Seite zu nehmen: das war es, was sie, die gebürtige Leipzigerin, diesem Menschen-schlag am Rhein, seinem leichten Herzen und seinem raschen Blute so wahlverwandt machte. Mitten im Dunkel der Leidensjahre hatte sie einmal den Mut zu der Frage gefunden: „Bin ich nicht das glücklichste Weib auf der Erde?“ In dem furchtbaren Augenblick, als sich vor ihrem

Hause die Wagentür hinter Schumann schloß und seine Fahrt ohne Wiederkehr anhub, hatte sie dies noch als Trost empfunden: daß die Sonne schien und der Blick des Kranken zärtlich über die Blumen von ihrer Hand glitt. Ihr war er nicht mehr der Geschlagene, den der Dämon peitschte und in das Dunkel verstieß ... ihr war er der Träumer, der aus lauter Seligkeit den Weg verlor und in die Abendröte entschwebte. Sie sah nicht das Kreuz mehr, das sie getragen, sie fühlte die Krone, die der Genius Roberts, die wortlose Treue Brahmsens, des scheuen und stillen Gefährten, ihr schuf. So zog es sie wieder und wieder zurück an den Rhein, in diese blütenreiche, helle und rosenlaunige Stadt, zu diesen Menschen, denen wie ihr ein tapferes Herz voll Lebensfreude geschenkt war. Nicht als Fremde, die verwundert bemerkte, wie es auf Markt und Gassen hier zuing, ging sie vorbei: froh der Wiederkehr, im Gefühl des Zuhause, ließ sie sich lächelnd gefallen, was des Landes hier Brauch war: den Andrang der Jugend, die für Geld ihren Purzelbaum schlug und der vornehmen Dame ihr wunderliches Ehrengeliebt gab, oder den Eifer der Marktfrauen, die hinter mächtigen Körben und unter breiten Schirmen wie von einer Festung aus das Geschütz ihrer Stimmen auf die Passantin richteten.

So schloß sich im Schlendern mählich der Kreis um das Städtchen und nun erst, nach einer Stunde der Zwiesprache und der stummen Begegnung mit allem, was Düsseldorf ihrem Dasein bedeutete, kehrte sie in das Haus ihrer Gastgeber ein.

Hier erfuhr sie erst von dem Ereignis, das seit Wochen die große Erwartung Düsseldorfs war, einem Konzert, das am Abend Franz Liszt in der Tonhalle gab. Ihr, deren Fahrten sich oft mit denen des Vielumjubelten kreuzten, mochte ein sol-

cher Abend nicht ganz das bedeuten, was er den Kunstfreunden Düsseldorfs war. Ja, vielleicht war es hart, in einer Stadt, die Schumann nicht zu erobern vermochte und um die Brahms noch jetzt vergebens warb, den Überschwang, Taumel und Rausch zu erleben, der den gefeierten Künstler empfing. Mußte sie nicht unwillkürlich damit das frostige Schweigen vergleichen, das sich um Robert lagerte, wenn er sich hier auf dem Podium zeigte? Die gedrungene, plumpe Figur, die gebückte Haltung des Dirigenten, den seine Kurzsichtigkeit ein wenig unsicher machte, die zagen, fast um Entschuldigung bittenden Gesten — das war nichts nach dem Herzen des Bürgers, der von dem inneren Leuchten des selig Verschwärmten, von seinem himmlischen Glühen nichts ahnte. Sie aber wußte darum, und es hatte ihr stolzen Trost und Trotz in aller Fährnis gegeben ... bis auch das zu verglimmen drohte und sie gewahr wurde, wie er sich oft auf der Probe selig lächelnd über die Noten beugte, rauschhaft entzückt den Taktstock

hob — und nach Minuten plötzlich ernüchtert, grundlos verzagend, abklopfte und die Führung leer aus der Hand gab. So war das Gefühl des Bürgers eher Bedauern als Bewundern — trug er die Schuld, wenn er den Genius, der in dieser armen Hülle vor ihm stand, nicht erkannte, tat sie recht daran, ihm deshalb zu zürnen?

Während sie so noch sann, war es still im Saale geworden: Franz Liszt stieg die Stufen empor zum Podium. Als jetzt die hohe Gestalt im Priesterrock am Instrument erschien, das hagere, silberlockige Haupt in den Klang des Flügels sich neigte und im magischen Spiel seiner Hände die Töne erwachten, denen jede Gewalt über die Herzen geschenkt ist, gab auch sie sich dem Zauber, der von der edlen und reinen Leidenschaft eines Begnadeten ausging, willig gefangen, und ihr war, als wolle auch ihr alles vergängliche Leid, alle Qual und Seligkeit in der unergründlichen Sprache der Töne als einer Allmacht vergehn.

Willi aus der Wiesche:

Unser neues „Zugstück“: Das Eisstadion

Wintersportfreuden in Düsseldorf! Das ist für die jüngere Generation ein fast schon verblaßtes Erinnerungsbild aus fernem Schülertagen. Da kam es noch häufiger vor, daß ein gestrenger Frost verlockende Eislaufmöglichkeiten bot, oder daß Frau Holle ganz Düsseldorf mit einem dichten weißen Kleid einhüllte, nicht nur für Stunden. Ja, das war gelegentlich so. Im letzten Zeitabschnitt aber kannten wir den fröhlichen Sportbetrieb auf glitzernem Eis nur noch vom Hörensagen.

Nun haben ein gütiges Geschick und eine bejahende Initiative eine Sportgelegenheit

geschaffen, unabhängig von Wetter und Föhnwinden, die im ganzen Westen des Reiches einzig dasteht: Das westdeutsche Kunsteisstadion Düsseldorf. Wie sehr damit den einheimischen Sportsleuten gedient war, geht aus dem blühenden Aufstieg in kürzester Zeit hervor. Die Düsseldorfer Eislaufgemeinschaft meldet über 300 Mitglieder. Veranstaltungen mit Eishockey und Kunstlaufen sahen hintereinander 3000, 4000 und schließlich sogar 6000 Zuschauer bei einer Veranstaltung. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend herrscht reges Leben. Düsseldorf



Aufnahme: Atlantic

Maxie Herber und Ernst Baier. Das berühmte Kunsteisläuferpaar begeisterte die Düsseldorfer bei der Eröffnung des Westdeutschen Eisstadions.

hat sich mit erstaunlicher Schnelligkeit auf seinen neuesten Sport eingestellt.

Es ging schnell mit dem Bau im Zoogelände. Dort, wo früher ein Kinderspielplatz war, ist in kaum vier Monaten ein modernes, architektonisch ungemein reizvolles Werk entstanden. Eine Dachgesellschaft als finanzieller Träger, der Verein Freiluft-Kunsteisbahn Düsseldorf, zeichnet in engster Zusammenarbeit mit der Stadt, die dem Werk ihre großzügige Unterstüt-

zung leiht, verantwortlich. Wertvoll war auch die ideelle Hilfsbereitschaft des Fachamtes Eissport im deutschen Reichsbund für Leibesübungen. Selbstlose Arbeiten zahlreicher Firmen boten die Gewähr einer größtmöglichen Bewegungsfreiheit für die Anfangszeit der Entwicklung. So lagen denn alle Voraussetzungen für ein gesichertes Gedeihen dieser allen sportinteressierten Kreisen gerecht werdenden Eislaufstätte vor.



Aufnahme: Smolarecyk

**Tempo, Einsatz, Mut:
Das ist Eishockey!**

Tolle Szenen wirbeln von einem Tor zum anderen. Drei belgische Spieler und ihr Hüter verteidigen das Tor. Einem Schatten gleich fegt ein Berliner Spieler dazwischen und schient die schwarze Scheibe in das kleine Gehäuse. — 5000 Menschen jubeln! . . .

Dr. P a b s t — neben vielen anderen erstellten Werken auch Erbauer der in diesen Tagen vielgenannten Olympia-Eisbahn in Garmisch-Partenkirchen —, hatte die bauliche Oberleitung. Bei der Eröffnungsfeier sagte er, daß er auf das Düsseldorfer Stadion stolz sei. Er betrachte es als sein Meisterwerk, das er kaum übertreffen könne! Alle technischen Neuerungen sind berücksichtigt, alle Schwächen älterer Stadien ausgemerzt worden. Geblieben ist ein Kunst-Eisstadion, das in dieser Vollendung in Deutschland mit an allererster Stelle steht. Wir haben allen Grund, stolz darauf zu sein, daß wir dieses großartige Werk in den Mauern unserer Vaterstadt beherbergen.

Die Eislauffläche hat die für internationale Spiele vorgeschriebenen Abmessungen von 30×60 m. Eine spätere Erweiterung um dieselbe Größe ist möglich und bei der technischen Anlage bereits berücksichtigt. Bei dem bis jetzt vorliegenden Bild der Entwicklung ist die Verdoppelung der Fläche vielleicht schon im nächsten Jahre

fällig. Eine 62 m lange, zu zweidrittel überdachte Tribüne und aufsteigende Stehplatz-Holztribünen bieten etwa 6000 Zuschauern Sichtmöglichkeiten. Die Sportfläche besteht aus einer Lage grober Asche, auf die eine Schicht Kiesbeton aufgetragen ist. Darüber befindet sich eine doppelte Isolierschicht und eine Schicht von Hochofenschlacken-Beton. Dann kommen die Flacheisen zur Aufnahme der Rohre. Das Rohrnetz, durch das die Kältesole geschickt wird, weist die phantastische Länge von 21 000 m auf. (Aneinandergereiht würde das einer Strecke von Düsseldorf bis Duisburg entsprechen!) Dann folgen ein Baustahlgewebe, eine 3 Zentimeter dicke Beton- und als Abschluß eine $1/2$ Zentimeter dicke Feinschicht.

Die Kühleinrichtungen, die nach dem Amoniakdichtungsverfahren arbeiten, sowie die Soleverteilungsanlagen zur Eis-erzeugung auf der Bahnfläche sind nach den modernsten Grundsätzen der Kälte-technik errichtet. Bei 12 bis 15 Grad Luftwärme ist noch die Gewähr für eine ta-

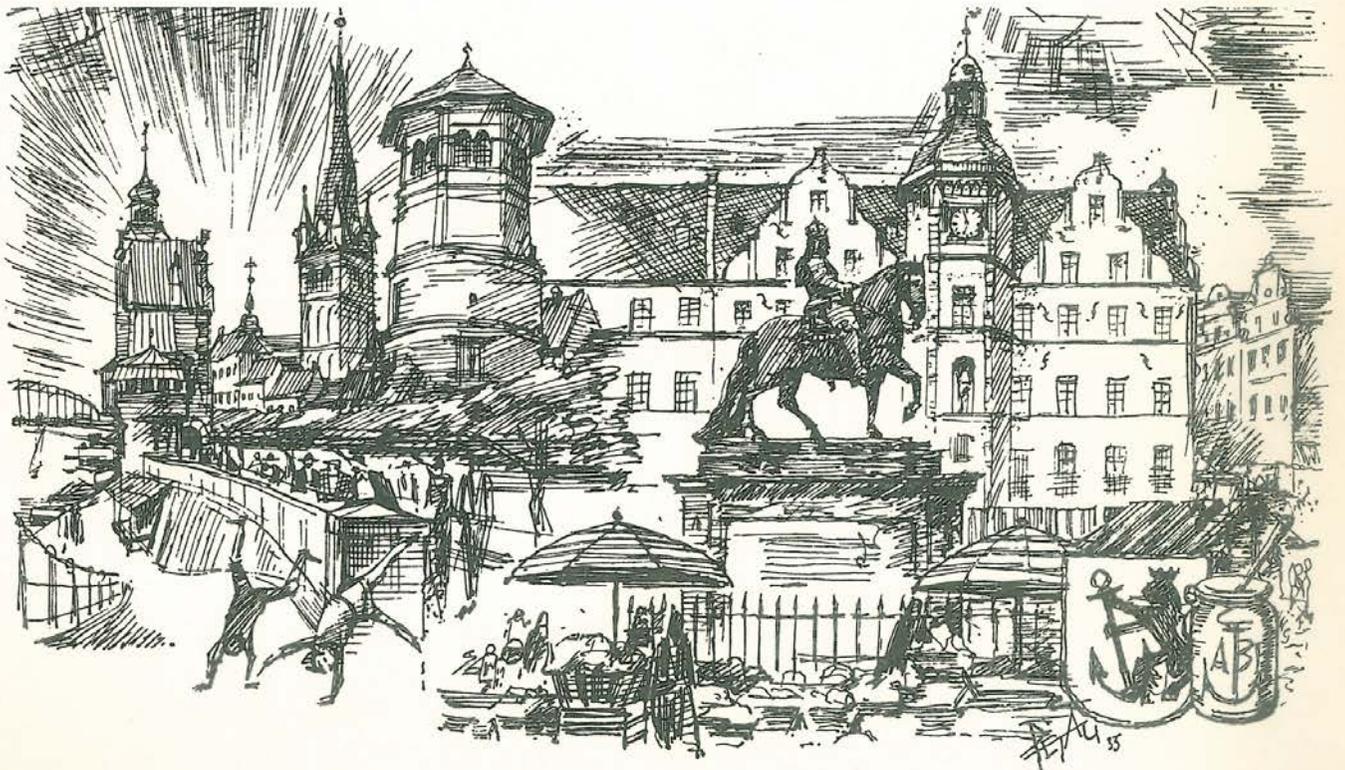
dellose Eisfläche geboten. Wir haben es inzwischen erlebt, daß selbst bei strömendem Regen noch Eishockey gespielt werden konnte. Diese Unabhängigkeit vom Wetter sichert grundsätzlich eine Benutzung der Bahn während der ganzen Wintermonate.

So haben hier in schöner Verbundenheit sportliche Begeisterung, behördliche Unterstützung und lobenswerter Opfersinn industrieller Werke zusammengewirkt, der Stadt Düsseldorf im allgemeinen und seinem Eissport im besonderen eine neue großartige Stätte der Leibesertüchtigung zu schenken.

Es ist erfreulich zu sehen, wie schnell Eishockey und Kunstlaufen die Herzen der

Sportler erobert haben. Eishockey, ein männliches Spiel, das schnellste Sportmannschaftsspiel der Welt überhaupt, hat in Düsseldorf Tausende begeistert. Kunstlaufen, von Spitzenkönnern meisterlich vorgetragen, stand mit im Vordergrund. Und wer die Autokolonnen an der Brehmstraße bei großen Veranstaltungen gesehen hat mit den zahlreichen Kennzeichen Westfalen, Mittelrhein und weit darüber hinaus, der weiß, ein wie großer Anziehungspunkt das Düsseldorfer Eisstadion im Zuge der Verkehrs- und Sportwerbung schon geworden ist und weiterhin sein wird.

Düsseldorf und der deutsche Eissport sind um ein Zugstück reicher geworden.



Hymnus

Gott, du gabst mir Blut und Leben,
Gabst mir Mut und gabst mir Kraft,
Gib, daß ich verharr' im Streben
Wo man Brot und Werte schafft.

Gib dem Herzen niemals Frieden,
Gib der Seele keine Ruh,
Gib dem Willen kein Ermüden,
Laß mich schaffen immerzu.

Preß in meine Hand den Hammer,
Stahl mit Härte mir die Faust,
Daß sie auf der Erde Jammer
Gottgewollt stets niedersaust.

Gib ihr Härte, gib ihr Schwielen,
Daß sie sich der Arbeit rühmt,
Laß mich hartes Eisen fühlen,
Schaffensfroh, wie sich's geziemt.

Wie ein Werkmann, schlicht und bieder,
Will ich mit am Werke bau'n;
Reiß, was morsch in mir ist nieder,
Laß mich meiner Kraft vertrau'n.

Ob im Werksaal, in der Mühle
Ich nun meine Pflicht erfüll,
Nur ein Rad im Räder Spiele
Bin ich und steh niemals still.

Heilig bist du, deutsche Erde,
Jedem Werkmann Schirm und Hort;
Deinem Herz entquoll das Werde,
Und es ward uns Gottes Wort.

Dome, Burgen, Schienenstränge,
Vaterland, sind dir geweiht;
Werke donnern die Gesänge
Und das Werk krönt uns're Zeit.

Flattern heut auch keine Fahnen
Siegesfroh dem Trupp voran;
Durch das Chaos Wege bahnen
Soll der Jüngling und der Mann.

Wollend wird die Schlacht gewonnen,
Bruder, komm und helfe mit,
Pulsschlag jeder Marschkolonne
Ist der Wille und der Tritt.

Glaub', des Schicksals ganze Schwere
Trägt das Volk, drum reih dich ein,
Vaterland, Begriff der Ehre,
Sollst du jedem Manne sein.

Keine Herren, keine Knechte,
Jeder gleich, der mit uns geht;
Gleiche Pflichten, gleiche Rechte,
Seht, ein neues Reich ersteht.

Werkleut sind wir und Soldaten,
Heilig ist für uns der Krieg;
Heideland wird durch den Spaten
Fruchtbar, das ist unser Sieg.

Bruder, hilf die Schlacht mitschlagen,
Unser Sieg will Herz und Blut;
Will in Hütten Liebe tragen,
Einer sei dem andern gut.

Was wir dieser Erde schenken,
Ist gestaltet durch die Kraft,
Was die großen Geister denken,
Hat die Arbeitshand geschafft.

Uns umloht die Glut der Essen,
Und wir schaffen Tag und Nacht,
Werkvollendet, weltvergessen
In Fabriken, Hütten, Schacht.

Nicht der Zwang, nicht Soll und Müssen
Treibt uns an zur neuen Tat,
Nein, weil wir um Deutschland wissen, —
Bauer, Arbeiter, Soldat!

Treue galt in schweren Stunden,
In des Hassens dunkler Zeit,
Und wir dachten volksverbunden,
Fanden uns in Einigkeit.

Mit den braunen Sturmkolonnen
Ziehn wir aus zur neuen Tat;
Gläubig wird die Welt gewonnen,
Bauer, Arbeiter, Soldat!

Werkleut, ewig blutverbunden,
Unsre Sehnsucht, unser Traum
Hat doch wieder heimgefunden,
Deutschland ist uns Welt und Raum.

Endlos tragen Schienenstränge
Werk von uns nun in die Welt,
Züge donnern die Gesänge,
Werkmann, stiller Arbeitsheld

Nimm den Hammer, nimm die Zange,
Denn dein Fleiß gibt allen Brot;
Hämmre Deutschland frei vom Zwange,
Schlage alle Zwietracht tot.

Willy Scheffer.

Umschau

Zu unserem Kolbenheyer-Abend am 4. Febr. 1936.

Unter den Dichtern des neuen Deutschland gehört Erwin Guido Kolbenheyer der erste Rang.

Als Ethiker, Dramatiker und Philosoph hat er das deutsche Volk mit unvergänglichen Werken beschenkt. Von seinen Romanwerken sind die bekanntesten:

Die große Paracelsus-Trilogie, der Spinoza-Roman Amor Dei, Meister Joachim Pausewang, Das Lächeln der Penaten und Reps die Persönlichkeit. In außergewöhnlich hohen Auflagen sind diese Werke im deutschen Volke verbreitet.

Das Fundamentalwerk seiner philosophischen Lehre ist die „Bauhütte“, die das neue Erleben der Menschheit und der Völker auf biologischer Grundlage aufbaut.

Als Dramatiker ist Kolbenheyer eng mit Düsseldorf verbunden. Lange haben ihn Deutschlands Bühnen ignoriert, bis das Düsseldorfer Schauspielhaus ihm die Bahn brach. Am 10. Mai 1928 erlebte sein Werk „Heroische Leidenschaften“ in Düsseldorf seine Uraufführung. Es war die erste Kolbenheyer-Aufführung überhaupt. Auch die folgenden Dramen Kolbenheyers wurden am Düsseldorfer Schauspielhaus uraufgeführt. Düsseldorf kann stolz darauf sein. Heute gehen seine Dramen über alle führenden deutschen Bühnen. Sein Ruf geht weit über die deutschen Grenzen hinaus. Kolbenheyer liebt Düsseldorf und fühlt sich unserer Stadt verbunden. Das beweist die Tatsache, daß er in eine große Vortragsreihe, die ihn durch Deutschland, England, Frankreich und wieder durch Deutschland führt, auf unsere Einladung trotz großer Schwierigkeiten den Abend für die „Düsseldorfer Jonges“ eingefügt hat.

*

Lebenswert der Dichtkunst. Zu den wesentlichsten Ordnungs- und Führungskräften eines Volkes gehört die Kunst und vor allem die Dichtkunst. Vom Volke her muß sie ihren Halt und durch den Anruf des Volkes ihr Leben erhalten, das Volk muß ihren wahren Wert erkennen und sie suchen. Nicht nur dem Dichter, auch dem Volke ist vom Leben eine hohe Verantwortung der Kunst gegenüber auferlegt. Möge dies verstanden sein und besonders

von den geistigen Mittlergruppen des Volkes verstanden werden. Dichtkunst ist Lebensmacht. Wir haben ihr zu dienen und ihren Heilswert zu pflegen.
E. G. Kolbenheyer.

*

Der Mensch hat den Staat zum Polster der Trägheit zu machen gesucht, und doch will der Staat gerade das Gegenteil, er ist eine Armatur der gespannten Tätigkeit. Sein Zweck ist, den Menschen absolut mächtig und nicht ausolut schwach, nicht zum trügsten, sondern zum tätigsten Wesen zu machen. Der Staat überhebt den Menschen keiner Mühe, sondern er vermehrt seine Mühseligkeiten vielmehr ins Unendliche. Freilich nicht ohne seine Kräfte ins Unendliche zu vermehren.

Novalis.

*

Kaufmann mitten im Volk. Die Reichswirtschaftsgruppe Einzelhandel hat sich als Verfasser des Werkes über den deutschen Einzelhandel einen Düsseldorfer Jong ausgesucht, unser Vorstandsmitglied Franz Effer. Wir stellen das mit Genugtuung fest. Daß die Wahl richtig war, beweist das vorliegende Werk, beweisen die Stimmen der deutschen Presse. So schreibt „Der Angriff“, Berlin: „Das Werk gehört zu einem neuen Buchtyp, der unserer sich bisher in allzu ausgefahrenen Geleisen bewegenden geistigen Produktion ein neues und frisches Gesicht gibt.“ Die „B.Z. am Mittag“, Berlin sagt: „Eine glückliche Charakterisierung der Tätigkeit des Einzelhandels. Hier wird der weitgehend gelungene Versuch gemacht, das wirtschaftliche, sozial- und kulturpolitische Wirken des Einzelhandels so zu schildern, daß jedem Leser verständlich wird, was der Einzelhandel bedeutet. Und nun noch „Der Mittag“: „Dieses Buch öffnet die Blende, weitet den Blick. Es ist ein höchst aktuelles Buch, das gerade in diesem Augenblick sehr am Platze ist.“

Dem brauchen wir nur hinzuzufügen, daß jeder, der das außerordentlich reich bebilderte Buch in die Hand nimmt, an seinem reichen Inhalt, seiner plastischen Darstellung, seiner frischen, flüssigen Sprache seine Freude haben wird. „Das Buch sollten Konsumenten und Kaufleute lesen“, sagt die „Deutsche Allgemeine Zeitung“, Berlin. Es heißt: „Kaufmann mitten im Volk“ und ist bei Hoppenstedt & Co., Berlin, erschienen.

Aus der Chronik des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ e. V.

Am 10. Dezember feierten die „Düsseldorfer Jonges“ das am Niederrhein heimische St. Nikolausfest. Wie die Gläser, so klangen auch die Herzen hell zusammen, und von Gemüt, Heimat- und Vaterlandsliebe zeugten die Ansprachen, die Willi Weidenhaupt und Dr. Willi Kauhausen hielten. Eine besondere Note erhielt die Feier durch

die Verleihung der Silbernen Ehrennadel an die D.J. Carl Birkholz, Paul Gehlen, Willi Hoselmann, Peter Kauhausen sen., Alfred Stumpp und Ludwig Weil. Paul Gehlen erweckte als „St. Nikolaus“, den er trefflich darstellte, Heiterkeit und Frohsinn . . .

*

Das ausgezeichnete Programm des Weihnachtsfestes der „Düsseldorfer Jonges“ am 17. Dezember hatte H. H. Nicolini gestaltet. Und so saßen die Heimatfreunde dicht bei dicht unter dem strahlenden Christbaum, als die Weihnachtsglocken auf Aetherwellen mächtig durch den festlichen Raum klangen, und in das Geläute die „fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit“ hineingesungen wurde. Dann erfreute Musikdirektor Drügpott mit eigenen Weihnachtskompositionen, die Fräulein Guckelberger wohlklingend vortrug, sicher begleitet vom Komponisten (Klavier) und M. Heymann (Violine). H. H. Nicolini las zwei Weihnachtsmärchen und Hans Gausmann sang, von Chordirektor Tornauer meisterhaft begleitet, drei Weihnachtslieder von Cornelius. Als die Weihnachtsglocken wieder läuteten, und die „stille, heilige Nacht“ hundertfältig klang, klang mit dem Lied auch der schöne Abend aus. . . .

Am 3. Weihnachtstag bewirteten und unterhielten die „Düsseldorfer Jonges“ im Vereinsheim 100 alte, bedürftige Volksgenossen der Altstadt. Willi Weidenhaupt hieß sie alle herzlich willkommen. Die Damen des Vereins trugen eifertig im Schmuck der weißen Schürze die blanken Teller, Tassen und Kannen auf und sorgten für das leibliche Wohl der Geladenen. Der Quartettverein „Beethoven“ unter J. Bährs Leitung, erfreute durch

prächtige Liedvorträge, und die ausgezeichnete Kapelle Merx konzertierte unermüdlich. Unsere Heimatdichter Julius Alf, Heinrich Daniel, Paul Gehlen und Willi Scheffer unterhielten mit ihren Dialektdichtungen die frohgestimmte Schar, und Konzertsänger Willi Johann sang leichtbeschwingt seine Weisen. Dr. Willi Kauhausen entwickelte in schöner und klarer Rede den großen Heimatgedanken. Er sprach von der großen Volksverbundenheit, die uns alle zu einer großen Familie zusammenführe. Dem Führer des Vaterlandes galt der besondere Gruß. Franz Müller leitete taktvoll die prächtigen Stunden. . . .

Mit Frohsinn und Ernst, richtig gemischt, trat der Heimatverein am 7. Januar in das neue Vereinsjahr. Die Ansprache Willi Weidenhaupts war ein entschiedenes Bekenntnis zu dem schönen Düsseldorf, zum Vaterland und seinem Führer. Einen reizvollen Rückblick auf das verflossene Vereinsjahr gaben Franz Müller und Heinrich Daniel. Schallendes Gelächter empfing Willi Scheffer, der als „abessinischer Krieger“ anrückte. Mit dem jungen Felix Ditges unternahm man eine unkooperbare „Fahrt ins Blaue“, und Paul Reitz übertrug glänzend den Hergang des Großfußballwettspiels „AlteDüsseldorfer“ gegen „Düsseldorfer Jonges“. Die musikalischen Genüsse vermittelte wie immer meisterhaft unser getreuer Alex Flohr.

Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ e. V. im Februar 1936

Dienstag, den 4. Februar: Die „Düsseldorfer Jonges“ ehren einen **deutschen Dichter.** An diesem Abend weilt der Dichter **Dr. Dr. h. c. Erwin Guido Kolbenheyer** als Gast unter uns. Es spricht **Franz Effer**, es liest **Dr. Peter Esser** aus Kolbenheyers Werken. Die musikalische Weihe gibt **Hubert Flohr** der Feierstunde. Die Feierstunde findet um 20¹/₄ Uhr im **Festsaal des Zweibrücker Hofes**, Königsallee, statt. (Dunkler Anzug erwünscht.)

Dienstag, den 11. Februar: **Große Karnevalistische Herrensitzung** im Vereinsheim „Schlösser“. Leitung: **Heinrich Daniel.**

Dienstag, den 18. Februar: fällt aus.

Donnerstag, den 20. Februar: Punkt 20 Uhr: **Großes Kostümfest** der „Düsseldorfer Jonges“ in sämtlichen Sälen des **Zoologischen Gartens.** Näheres besagen die Plakate.

Dienstag, den 25. Februar: Ab 19 Uhr: **Großes Maskentreiben** der „Düsseldorfer Jonges“ in sämtlichen Räumen des **„Zweibrücker Hofes“**, Königsallee.

Herausgeber: Verein „Düsseldorfer Jonges“ e. V. Druck und Verlag: Hub. Hoch, Düsseldorf. Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Paul Kauhausen, Düsseldorf; für den Anzeigenteil: Hub. Hoch, Düsseldorf. Anzeigenleitung: Fernruf 14041, Kronprinzenstraße 27/29. Geschäftsstelle des Vereins: Düsseldorf, Graf-Adolf-Straße 43, Fernruf 29051; der Schriftleitung: Düsseldorf, Humboldstr. 105. Erscheint monatlich einmal. M. A. IV/35 3300 Stck. Gültig ist Preisliste Nr. 1 vom 1. Januar 1934. Unverlangten Einsendungen bitten wir das Porto beizulegen, andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgen kann.